

**Die Sachen der Aufklärung
Matters of Enlightenment
La cause et les choses des Lumières**

**Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung
des 18. Jahrhunderts vom 30.09. – 03.10.2010
in Halle (Saale)**

Sektionen und Vorträge

Stand: 17.08.2010

Veranstalter

Interdisziplinäres Zentrum für die Erforschung der Europäischen Aufklärung der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg in Kooperation mit dem Exzellenznetzwerk „Aufklärung – Religion – Wissen“ sowie den Franckeschen Stiftungen zu Halle

Leitung

Prof. Dr. Daniel Fulda (Halle), Prof. Dr. Frauke Berndt (Tübingen)

Gefördert durch

Deutsche Forschungsgemeinschaft

Kultusministerium Sachsen-Anhalt

Franckesche Stiftungen zu Halle

Exzellenznetzwerk „Aufklärung – Religion – Wissen“

Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen (Universitätsbund) e.V.



Inhaltsverzeichnis

Tagungskonzept	3
Sektion I: Redesachen: Gegenstände der Rhetorik	4
Sektion II: Streitsachen: Akteure, Praktiken und Situationen.....	12
Sektion III: Sinnliches Erfassen der Sachen: Ästhetik als neue Wissenschaft.....	20
Sektion IV: Medialität der Sachen: Materialität der Kommunikation	24
Sektion V: Schöne Sachen: Deutung und Bedeutung der Künste und ihrer Geschichte.....	30
Sektion VI: Gedächtnis der Dinge: Materialität von Erinnerungsobjekten und Gedächtnismodellen.....	35
Sektion VII: Empirie der Tatsachen: Sachverstand in Beobachtung und Versuchsanordnung	41
Sektion VIII: Schaustücke und Lehrmodelle: Dingbasierte Bildungskonzepte in Realienunterricht, Museen, Wissenstransfer	45
Sektion IX: Fall und Fallgeschichte: Der Mensch als Sache anthropologischer Diskurse	50
Sektion X: Spielsachen und Luxusgüter: Zum Nutzen der unnützen Sachen.....	56
Sektion XI: Wertsachen: Ökonomie	62
Sektion XII: Kultobjekte: Reliquien, Fetische, Andachtsmedien.....	66

Tagungskonzept

Geläufig ist die Rede von der ‚Sache‘ der Aufklärung. Damit sind ihr vernünftig begründetes Anliegen, ihr programmatischer Kern, ihre Zielvorstellung angesprochen, auch ein normativer Gehalt, der weit über die Epoche der Aufklärung hinaus wirksam ist. Die ‚Sachen‘ der Aufklärung zu thematisieren richtet den Blick dagegen auf das Konkrete, auf die Praktiken, auf das jeweils Verhandelte bzw. Umstrittene sowie auf die materiale Dimension von Erkenntnis, Kultur und Überlieferung, von Laboreinrichtungen, Handelswaren, Kunst- oder Gedächtnisobjekten. Die entsprechenden Blickwendungen hat die Aufklärungsforschung in den vergangenen Jahren vielfach vorgenommen. Unser Bild des Jahrhunderts hat dadurch auf der einen Seite enorm an Komplexität gewonnen. Diese Differenzierung macht es auf der anderen Seite aber immer schwieriger, die Kontur der Epoche von einem durchgängigen Prinzip – von der Sache der Aufklärung – her zu bestimmen.

Unter dem Titel Die Sachen der Aufklärung soll die Spannung zwischen Sache und Sachen fokussiert werden, um die Entwicklung und Diskussion von Blickweisen zu befördern, die einen produktiven Umgang mit ihr ermöglichen. Dabei ist daran zu erinnern, dass die Unterscheidung von Sache und Sachen, von Programmatik und Pragmatik der Aufklärung nur eine analytische sein kann, denn im historischen Prozess treten beide in wechselseitiger Bedingtheit auf. Zum einen werden die Sachen stets im Licht der von der Aufklärung verfochtenen Sache wahrgenommen: Die Sachen erhalten ihre Kontur wesentlich dadurch, welcher Sache sie dienen. Zum anderen geht die Selbstverständigung der Aufklärung weit häufiger, als Zerrbilder eines einseitigen Rationalismus unterstellen, vom Konkreten aus, so wie sich die Durchsetzung aufklärerischer Anliegen notwendig auf konkrete Objekte und Sachverhalte bezieht und – wie weitreichend ihre Ziele auch seien mögen – in jeweils aktuellen Praktiken realisieren muss. Als typisch aufklärerisch für diese Immersion ins Konkrete kann die Anklage von intellektuellen, religiösen, politischen, sozialen oder ästhetischen Missständen vor dem Gerichtshof der Vernunft gelten: Indem die Aufklärung ihre Sache als Streitsache verhandelt, wird auch sie zum Verhandlungsgegenstand. Darin liegen eine Schwächung – der Eintritt ins je Bedingte – und eine Stärkung – die Nötigung zu dauernder Selbstreflexion – zugleich. So oder so, die Sache der Aufklärung erweist sich an deren Sachen gekoppelt; es handelt sich um die Kehrseiten ein und derselben Medaille. Es bedarf daher keiner Entscheidung, ob der Sache oder den Sachen der Vorrang zu geben sei, sondern es ist zu fragen, welche Folgen ihre vielfältigen Beziehungen auf beiden Seiten haben.

Beantworten lässt sich diese Frage nur auf der breiten Grundlage gegenwärtiger Erforschung der kulturellen Vielfalt des 18. Jahrhunderts. Mit den Sachen der Aufklärung sind sowohl die Dinge der Alltagskultur und Warenwelt als auch die Objekte wissenschaftlicher Erkenntnis angesprochen, sowohl die *causae*, welche die Aufklärung vor ihren Gerichtshof bringt, als auch die *res*, die das rhetorische System als Gegenstand der Rede und der Künste definiert, sowohl die Medien der Kommunikation und Überlieferung als auch das erkenntnistheoretische Verhältnis von Verstand und Sinnlichkeit. Die in sich interdisziplinären Panels der Tagung setzen an den zahlreichen epistemischen Schnitt- und Bruchstellen an, an denen der Wechselbezug von Sache und Sachen der Aufklärung zutage tritt. Durchgängige Leitfrage ist die nach der Spannung sowie den Interferenzen zwischen der Sache und den Sachen der Aufklärung.

Sektion I: Redesachen: Gegenstände der Rhetorik

Sektionsleitung: Carsten Zelle, Bochum

Ort: Franckeplatz 1, Hauptgebäude Freylinghausen-Saal

Zeit: Freitag 01.10., 11.30 Uhr – Sonntag 03.10., 11.10 Uhr

Nichts wird in der Aufklärung zur Sache, wenn es nicht zur Sprache gebracht wird. Wie die Sache als Rede zur Sprache gebracht und dargestellt werden kann, regelt das rhetorische System. Es sorgt dafür, dass Sachen gefunden (*inventio*), lokalisiert (*dispositio*) und formatiert (*elocutio*) werden können, und zwar unabhängig davon, ob es sich um programmatische Anliegen des Projekts Aufklärung, um einzelne Kampffideen, Probleme und Anliegen oder einfach nur um Gerüchte, Klatsch und Tratsch handelt. Dabei nehmen nicht nur die Sachen selbst Gestalt an, sondern auch das rhetorische System als solches, das im Prozess der Aufklärung alte Aufgaben verliert und neue übernimmt. Damit stehen einerseits die Relationierung von *res* und *verba* in der Aufklärungsrhetorik, ihr Wandel im Blick auf die Betonung von Interesse, Perspektive und Standortgebundenheit (praktisch z.B. in der Disputierkunst; theoretisch z.B. in Ästhetik oder Geschichtswissenschaft) zur Diskussion. Andererseits schließen diese Probleme zu einer spezifischen Rhetorik des Wissens mit ihren unterschiedlichen Verfahren der Darstellung, Bildgebung und Evidenzerzeugung auf. Mit den Gegenständen der Rhetorik geht es also auch um die Umstände, unter denen eine Sache zur wissenschaftlichen oder gar zum epistemischen Ding werden kann.

1. Anmerkungen zur Materialität von Anmerkungen

Prof. em. Dr. Manfred Beetz (Halle)

01.10., 11.30 Uhr

Untersucht werden soll der Funktionswandel von Fußnoten in wissenschaftlichen und literarischen Texten vom 17. zum 18. Jh. Anmerkungen verändern mit der Evolution des Literaturprozesses deutlich ihre Funktionen. Welchem epistemischen Deutungsrahmen unterliegen sie jeweils? Das barocke Paradieren mit Gelehrsamkeit wird abgelöst von einer wissenschaftlichen Dokumentationspraxis, die den Realitätsgehalt einer Feststellung überprüfbar macht. Auf welche Autoren beruft man sich im historischen Wandel als Gewährsmänner? Bayle nutzt gezielt das Druckbild der Folio-Seiten seines „Dictionnaire“ mit schmalen Haupttext, zweiseitigen Kommentaren, Marginalien sowie unterschiedlichen Schriftgrößen zur Erweiterung der Datenbasis und zu ihrer kritischen Sichtung, um etwa objektive Informationen von subjektiven Stellungnahmen zu trennen. Gottsched und Lessing übernehmen Bayles Verfahren. Lessing stellt in Anmerkungen zu Anmerkungen vermeintliche Fakten in Frage. Mit Anmerkungen 2. Stufe operiert auch S. J. Baumgarten bei der Übersetzung der „Allgemeinen Welthistorie“. Er mustert in metakritischen Anmerkungen die Anmerkungen der englischen und französischen Ausgabe und reflektiert die eigene Standortgebundenheit des Historikers.

Auch in literarischen Gattungen übernehmen Fußnoten in der Aufklärung neue pädagogische und ästhetische Aufgaben. An der Wende vom Barock zur Aufklärung ist Wernicke um ein geistreich-argutes Sprechen nicht nur im Epigramm, sondern auch in manchen Anmerkungen bemüht. Zugleich lenkt er von metasprachlicher, textreflexiver Warte aus die Rezeption des objektsprachlichen Textes. Ausführliche Anmerkungen Wernickes dienen der Literaturkritik und dem poetologischen Selbstverständnis. Aus welchen historischen Konstellationen oder Leitvorstellungen erklären sich abweichende Stellungnahmen gegenüber dem ‚gelehrten Beiwerk‘ von Gedichten unter Anakreontikern? Ähnlich verteidigt D. W. Triller unter Hinweis auf

antike Vorbilder Anmerkungen zu poetischen Texten, während Rabener das exzessive Anmerkungs-wesen als Ausweis polyglotter Gelehrsamkeit parodiert. Quellenverweise machen in Lessings Fabeln auf die Unterschiede zur Vorlage aufmerksam. Wieland ironisiert im „Goldnen Spiegel“ den erzählten Geschichtsverlauf mit beschwichtigenden Noten. Die erzähltechnische Staffelung eines lateinischen, chinesischen und deutschen Übersetzers transformiert die Didaktik des Fürstenspiegels in Multiperspektivität und Vielstimmigkeit. Anmerkungen schaffen bei Jean Paul Räume für Digressionen, Fußnoten lassen sich zu kleinen Idyllen ausbauen oder für satirische Streifzüge nutzen. Übt schon die Rokokolyrik mit der Lizenz der Poesie zum selbstzweckhaften Spiel Kritik am gelehrten Anhang, so verabschiedet ihn endgültig die Autonomie-ästhetik der Klassik: Für die ‚Weimarer Kunstfreunde‘ muss sich ein Kunstwerk aus sich selbst erklären und bedarf keiner Anmerkungen.

2. Die Figur des Beispiels bei Kant

Carolin Blumenberg, M.A. (Potsdam/ Frankfurt a. d. Oder)

01.10., 12.10 Uhr

Im Zuge der Aufklärung wandeln sich Philosophie und Rhetorik des Beispiels. Kants Beispielbegriff – obwohl oder weil in seiner Distinktheit singulär – war hierfür sowohl symptomatisch als auch maßgebend. Ich möchte diesem Wandel nachgehen und untersuchen, wie sich in der Figur des Beispiels Rhetorik, Logik und Epistemologie miteinander verbinden, also die Fragen „Wie Darstellen? Wie Überzeugen?“ mit der Frage „Was ist ein Gegenstand der Erkenntnis?“. Inwiefern vollzieht sich in Bezug auf das Beispiel ein Paradigmenwechsel (im doppelten Wortsinne), der das System der Rhetorik und zugleich das der Wissenschaft betrifft?

Kants Auffassung des Beispiels bricht auffallend mit der Tradition, in der die Beispiele vor allem in ihrer rhetorisch-praktischen Bedeutung gewürdigt wurden: Er verhandelt das Beispiel weder als rhetorische Figur, noch als Mittel der Beratung, und unterscheidet es sowohl vom praktischen „Exempel“ als auch vom „Symbol“ oder „Gleichnis“. Wurden im Anschluss an Aristoteles auch Fabeln und Gleichnisse zu den Beispielen gezählt, so werden die Beispiele bei Kant auf objektive Realität und logische Subordination verpflichtet. Das Beispiel wird als Gegenstand der Erfahrung verstanden und auf die Seite der empirischen „Anschauungen“, „Dinge“, „Sachen“ geschlagen. Die Frage der Exemplifikation stellt sich somit als Frage nach dem Sach- und Erfahrungsbezug der Philosophie; ihre rhetorische Dimension erschöpft sich idealerweise im „Vorzeigen“ oder „Demonstrieren“ eines gegebenen Gegenstandes.

Nur vor dem Hintergrund dieser Eingrenzung des Beispiels funktioniert Kants Schachzug gegen die klassische Metaphysik: dass Begriffe, die nicht an Beispielen demonstriert werden können, keinen Erkenntnisstatus haben. Für Gott und das Übersinnliche kann es danach kein Beispiel (d.h. keine Offenbarung), sondern nur eine symbolische Darstellung geben.

Doch die aufklärerische Forderung nach Beispielen bedroht auch Kants philosophisches Projekt, das sich am Ideal apodiktischer Gewissheit orientiert und dessen Kategorien nicht von Beispielen (aus der Erfahrung) abgeleitet sein sollen.

Welche Auswirkungen hat dieses Dilemma auf die Rhetorik der Kantischen Beispiele? Und inwiefern ist es der Grund des oft beklagten Darstellungsproblems, das Kant selbst ebenso wie seine Leser empfunden haben?

3. Deutlichkeit im 18. Jahrhundert (rhetorisch, logisch, ästhetisch)

Dr. Davide Giuriato (Frankfurt a. M.)

01.10., 15.00 Uhr

Der Vortrag geht davon aus, dass sich das Verhältnis von ›Sache‹ und ›Sachen‹ in dem für die Aufklärung zentralen Begriff der »Deutlichkeit« widerspiegelt. Anhand einschlägiger Fest-schreibungen in Erkenntnislehre (Wolff), Rhetorik (Breitinger) und Ästhetik (Baumgarten) des

18. Jahrhunderts soll der Begriff systematisch herausgearbeitet werden.

Rhetorik und Poetik der Aufklärungszeit übersetzen die antike Tugend der durchsichtigen Rede durchweg als »Deutlichkeit« (gr. *sapheneia*, lat. *perspicuitas*). Damit übernehmen sie einen Begriff, in dem sich die »Sache« des Vernunftzeitalters programmatisch fassen lässt. Deutlichkeit meint im Zuge der Neubegründung der Wissenschaften und der im deutschsprachigen Raum maßgeblich durch Wolff bestimmten Terminologie die höchste Qualität begrifflicher Erkenntnis. Wie indes zu zeigen ist, übt die Rhetorik der Aufklärung mit dem Konzept der transparenten Rede den Umgang mit einem epistemisch heterogenen Gefüge. Während in gnoseologischer Hinsicht eine Denkstruktur adressiert wird, die »klare und deutliche« Erkenntnis gerade durch die Anästhesierung der Sinne gewährleisten soll, birgt die Rede als Äußerung in Raum und Zeit strukturell die Gefahr der Verworrenheit. Als diejenige Redequalität, durch die der Durchblick auf die *res* gewonnen werden soll, betrifft diese Spannung die keineswegs selbstverständliche Koppelung von aufklärerischem Wissensprogramm und Redepraxis.

Deutlichkeit ist auch im philosophischen Diskurs der Aufklärungszeit von einer durchgehenden Unruhe gekennzeichnet. In der Tat erhält die *cognitio distincta* zwar von Descartes über Leibniz und Wolff den für das Denken und Handeln der Aufklärung unbestrittenen Stellenwert eines universalen Leitbegriffs – diese Aufwertung hat aber bis in die frühe Ästhetik zu einer Reihe von Differenzierungen und Problematisierungen geführt. Obwohl sich die Wissenschaft von der sinnlichen Erkenntnis gerade durch den Ausschluss der Distinktion definiert hat, zeichnet sich schon bei Baumgarten eine zur gnoseologischen Architektur der Aufklärungsphilosophie schief stehende »ästhetische Deutlichkeit« ab. Der Vortrag möchte dieses unbeachtet gebliebene Konzept mit der These erläutern, dass Deutlichkeit ein Janusgesicht besitzt und systematisch in die widerstrebenden Komponenten von Programm und Darstellungspraxis zerfällt.

4. **Attraktion. Anziehungsphänomene im Lehrbuch, in der physiktheologischen und in der populärwissenschaftlichen Literatur**

Prof. Dr. Andreas Kleinert (Halle)

01.10., 15.40 Uhr

Anziehungsphänomene spielen in der Physik des 18. Jahrhunderts eine zentrale Rolle: Gravitation, Magnetismus und Elektrizität waren eine Herausforderung an Theorie und Experiment. Ein zentraler Begriff in den Auseinandersetzungen um die Ursache der Anziehung war der „Newtonianismus“. Obwohl unbestritten war, dass man mit Newtons Gravitationstheorie eine Vielzahl von Erscheinungen wie die Gestalt der Erde, die Gezeiten und die Bewegungen der Himmelskörper erklären kann, wurde Newton vorgeworfen, er habe durch den Verzicht auf eine physikalische Erklärung der Schwerkraft die okkulten Qualitäten der mittelalterlichen Naturphilosophie in die Physik zurückgeholt. Selbst angesehene Gelehrte, die mit dem Newtonschen Gravitationsgesetz zahlreiche astronomische Phänomene exakt berechnet hatten, versuchten, dem Newtonianismus eine mechanische Erklärung der Attraktionsphänomene entgegenzusetzen, wobei sie auf schnell bewegte Korpuskeln oder auf eine subtile Äthermaterie zurückgriffen, mit der dann auch Magnetismus und Elektrizität erklärt werden sollten. Überlagert wurde die Debatte von nationalen Animositäten. Alle Engländer seien „eifrige Attractionisten“, schrieb 1768 Leonhard Euler, der selbst einer der erfolgreichsten Anwender der Newtonschen Theorie auf die Mond- und Planetenbewegung war.

Nicht nur in naturwissenschaftlichen Lehrbüchern werden die Attraktion und ihre Ursachen kontrovers diskutiert, sondern auch in weit verbreiteten und in viele Sprachen übersetzten allgemeinverständlichen Werken wie Fontenelles *Entretiens sur la pluralité des mondes* (1686), Algarottis *Newtonianismo per le dame* (1737), dem *Spectacle de la nature* (1732 ff.) von Noël-Antoine Pluche und den *Lettres à une princesse d'Allemagne* (1768) von Leonhard Euler. Ein Vergleich der

unterschiedlichen Darstellungsformen bei der Beschreibung und Interpretation von Erscheinungen, bei denen sich Körper ohne ein erkennbares Medium der Kraftübertragung gegenseitig anziehen, zeigt exemplarisch die Breite des Spektrums der aufklärerischen Wissensrhetorik.

5. **Dinge im Vordergrund. Strategien der Sachlichkeit in akademischen Totenreden**

Dr. des. Anna Echterhölter (Berlin)

01.10., 16.40 Uhr

Zu den Pflichten des *professor eloquentiae* gehörte es, in akademischen Totenreden die Arbeit verstorbener Kollegen vorteilhaft zu akzentuieren. Der Jenaer Theologe und Professor der Beredsamkeit Andreas Hallbauer distanzierte sich in seinem Aufsatz „Der Unterschied einer vernünftigen und pedantischen Parentation“ (1724) entschieden von der Rhetorik der Grabrede und den konkreten Lese-, Archivierungs- und Textproduktionspraktiken seiner Vorgänger. Die externalisierten Gedächtnisse der Collectaneen erzeugten nichts als Verführung durch allzu reizvolle, ‚curiose‘ und exotische Realien. Der richtige Umgang mit den Stoffen der Rede und selbst denen der Totenrede liege in *inventio* und Erfahrung begründet, nicht in *elocutio* und maßlosem Exzerpieren. Verlangt ist damit ein neues Verhältnis zu den dargestellten Gegenständen: Das „vernünftige Parentieren“ erfordert eine vermeintlich schwindende Sichtbarkeit des Redners. Die Arbeit an der Sache wird dabei zum Kern der Abgrenzung von den „Pedanten“, die einen auf mündlichen Austausch kalkulierten Effekt erzeugen. Hallbauer versteht es, seiner Reform des öffentlichen Auftritts mit moralischen Argumenten Nachdruck zu verleihen. Die Verantwortung den sorgfältig verknüpften Inhalten gegenüber wird über das Statusinteresse des Redners gesetzt. Durch diese Hierarchisierung, durch die Pedantenschelte aber auch durch explizite Verweise bezieht sich Hallbauer auf die Protagonisten der Gelehrtsatire und Gelehrtengeschichte Johann Burckardt Mencke und Michael Lilienthal.

Die Umcodierung der Parentation verläuft parallel zur Usurpation der *éloge funèbre* – der öffentlichen Totenrede der französischen Hocharistokratie – durch die Wissenschaftler der diversen Pariser Akademien. Dies geschieht in der Redeform der *éloge historique*, die seit Fontenelle auf Sachlichkeit und sachliche Richtigkeit ausgerichtet ist und auf die sich später d’Alembert und Condorcet als Laudatoren der *philosophes* beziehen. Es soll gezeigt werden, dass nicht nur die Inhalte dieses Wissenschaftslobs, sondern bereits die Begründung der Form sich als zentral für das Projekt der Aufklärung erweist. Hallbauer wie Fontenelle entwickeln weit mehr als nur Lobreden; das Zurücktreten hinter die Sachen ist Bestandteil der neuen Rhetorik der Wissenschaft.

6. **Verziert – überspannt. Zur Sache der Poesie in Lessings Fabel *Der Besitzer des Bogens***

Florian Schneider (München)

01.10., 17.20 Uhr

Als programmatisch darf die Fabel vom „Besitzer des Bogens“ in jeder Hinsicht gelten: Eröffnungstext des dritten Fabelbuches; Rückführung eines „allgemeinen moralischen Satz[es] auf einen besonderen Fall“, dem wir „die Wirklichkeit erteilen, und eine Geschichte daraus erdichten“, wie es Lessings Definition der Gattung will; vor allem aber ‚Metafabel‘, deren Moral die Theorie der Fabel noch einmal ist sowie die literarischer Ästhetik generell. Denn wie sich Lessing theoretisch abmüht, die Gattung aus ihrer allegorischen Tradition zu lösen, und es in der besagten Fabel zweifellos die poetische Sprache selbst ist, die am rhetorischen „Zierat“ (ornatus) zerbricht, so soll es Ästhetik erst geben, wo Literatur sich vom sprachlichen Ornament befreit, um stattdessen schon formal Eindrücke der Sachen selbst zu vermitteln. „Glatt“ soll die poetische Sprache sein, wie der „treffliche“ Bogen zu Beginn der Fabel, ohne rhetorische Verzierung, die nur den Blick auf die Sachen verstellt, deren Wirklichkeit nicht mehr in

der mimetischen Abbildung außersprachlicher Referenten liegt, sondern in der poetischen Kalkulation innersprachlicher Relationen, kurz: in ästhetischer „Täuschung“, wie es später im *Laokoon* heißt, in „Repräsentation“ oder „Darstellung“, wie es die Forschung nennt. Ein zweiter Blick auf die Fabel zeigt allerdings, dass der Text sich nicht überall so glatt dem Kontext fügt, auf den er zielt: Zunächst dort, wo ästhetische „Täuschung“ nicht reibungslos mit aufgeklärter Pädagogik harmoniert, schon weil Lessings Fabel deren rhetorische Tradition ablehnt. Dann aber auch, wo ästhetische „Darstellung“, die Verdrängung der Rhetorik von der Textoberfläche, selbst nicht anders als rhetorisch verfährt. Schließlich dort, wo gerade aus solch rhetorischer Dissimulation, aus der Intransitivität poetischer Sprache ein neuer, genuin ästhetischer Realismus hervorgeht. Als programmatisch darf die Fabel daher zuletzt vielleicht auch für die Poetik der *Laokoon*-Abhandlung gelten, wo Lessing ausgerechnet dort eine Ausnahme vom ästhetischen Verdikt gegen die poetische Ekphrasis macht, wo es um den Bogen des Pandarus geht.

7. **Sprache als Sache der Literatur**

Prof. Dr. Dirk Oschmann (Jena)

02.10., 11.30 Uhr

So wie die Aufklärung in der Vorstellung von der „allgemeinen Menschennatur“ auf das Ganze des Menschen zugreift, so greift sie analog auf das Ganze der Sprache zu. Dieser Zugriff, der sich in erster Linie als Frage nach ihrem Ursprung und ihrer „Natur“ realisiert und der am Ende zur Herausbildung eines besonderen Bewusstseins von der Materialität der Sprache führt, erfolgt hauptsächlich im Raum des aufklärerischen Sensualismus, welcher mit zunehmend geschichtsphilosophisch geschärftem Blick den wachsenden Abstraktionsgrad der Sprache konstatiert und diese Entwicklung als Verfallsszenario begreift, da hierbei die sinnlichen Aspekte der Sprache zurückgedrängt und die „anschauende Erkenntnis“ zum Verschwinden gebracht werden. Wachsende Abstraktion bietet sich nicht als Gewinn an terminologischer Präzision dar, sondern als Einbuße eines unverzichtbaren Weltzugangs. Darum sucht man nach Strategien, diesem Prozess entgegenzusteuern und die Lebendigkeit, Beweglichkeit und sinnliche Präsenz sprachlicher Phänomene wiederzugewinnen. Die angestrebte Veränderung betrifft hier sowohl die Ordnung der Sprachformen als auch des Sprachmaterials in der Weise, dass sich der Sinn gleichsam sinnlich manifestieren soll und dass die Sprache selbst als unmittelbar sinnliches Phänomen, und näherhin als Substanz und Bewegung vor Augen treten möge. Schauplatz dieser tendenziell jenseits der Semantik angesiedelten Bemühungen, die Wörter wieder als Wörter in ihrer material-sinnlichen Qualität spürbar zu machen, ist die Literatur: sie macht die Sprache zu ihrer ureigenen Sache, indem sie sich als performativ praktische Besinnung auf die Sprache selbst begreift. Dabei zeigt sich fast stets die in einen Kausalzusammenhang gebrachte doppelte Perspektive auf die Sprache als das, was sie ihrer „Natur“ nach grundsätzlich *ist*, und als das, was sie aus produktionsästhetischer Sicht *bedeutet*, sodaß sich hier Sprachmetaphysik und Sprachfunktionalismus als kontinuierlich aufeinander bezogen erweisen.

8. **Ästhetik als Paradigma einer Entdeckungslogik. Der Beitrag der deutschen Literatur zum aufklärerischen Programm interdisziplinären, problemlösenden Denkens**

Prof. Dr. Christian Sinn (CH-St. Gallen)

02.10., 12.10 Uhr

Im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert kommt es einerseits zum Wandel von einer philosophischen zu einer rhetorisch bestimmten Heuristik. Andererseits aber führt das Auftreten emphatisch verstandener Entwürfe von Subjektivität in den Inventionslehren zugleich zu einem Schwund der Rhetorik als dem für eine Heuristik eigentlich ausgezeichneten Ort. Von der

Rhetorik aus verschiebt sich das Problem einer *ars inveniendi* in die Ästhetik und Poetik, die für die deutsche Dichtung unter Rekurs v.a. auf A.G. Baumgarten, G.F. Meier und G.E. Lessing als Paradigma einer Entdeckungslogik formuliert wurde. Beide Wenden, die von der Philosophie zur Rhetorik, und die von der Rhetorik zur Ästhetik, sind in der philosophieimmanenten Erkenntnis der Unmöglichkeit von Verfahrensheuristiken begründet: eine *ars inveniendi* ist nunmehr ‚nur‘ noch ‚literarisch‘ formulierbar. Lessings *Von dem besonderen Nutzen der Fabeln in den Schulen*, der die regelgeleitete Erziehung zum Genie durch die Dichtung klar formuliert, markiert aber deutlich, dass eine so bald als möglich beginnende ästhetische Erziehung jene Problemlösungskompetenz erzeugte, um die sich Philosophie und Wissenschaftstheorie vergeblich abmühen. Lessings aufklärerisches Programm interdisziplinären, problemlösenden Denkens wird mit exemplarischen Textanalysen korreliert, gedacht ist v.a. an die Wechselwirkungen zwischen der Lyrik der Aufklärung und Wissenskulturen aus dem Bereich naturwissenschaftlicher und technischer Disziplinen. Es wird jedoch auch über Lessing hinaus dem Problem der Darstellung einer Entdeckungslogik nachgegangen. Folgende noch nicht vollständig beantwortete Fragekomplexe stehen der anschließenden Diskussion offen: 1. Frage des Kanons. Welche Traditionen und sogenannte ‚Kulturgüter‘ werden gegenüber den Bedingungen einer bereits seit dem 17. Jahrhundert beginnenden, durch die Aufklärung massiv gespeisten Wissensflut, die sich selbst zu desinformieren droht, als nachhaltiges Orientierungswissen von (welchen?) Aufklärern angesehen? Denn das Problem wird in der Aufklärung selbst anerkannt. 2. Frage der Strukturen, des Curriculums: Wie kann es überhaupt von deklarativem Wissen („Sachen“) zur Sache („Metakognition“) kommen, die wissenschaftliche Einstellung im Sinne einer Lebensform („Mittelstrass“)?

9. **Bernhard Rodes *Das glückliche Weltalter nach Jesaja* (1778): theologie- und frömmigkeitsgeschichtliche Überlegungen zu einem Programmbild der deutschen Aufklärung**

Dr. Andres Straßberger (Leipzig)

02.10., 15.00 Uhr

Im Jahr 1778 veröffentlichte der Berliner Aufklärungskünstler Bernhard Rode (1725-1797) eine Radierung, die nach eigener Titelgebung „Das Glückliche Weltalter nach Jesaja XI. XII.“ zur Darstellung bringt. Diese folioblattgroße Druckgrafik, die zuletzt im Rahmen der Ausstellung „Mehr Licht: Europa um 1770. Die bildende Kunst der Aufklärung“ 1999/2000 im Frankfurter „Städel“ öffentlich ausgestellt war, wird im begleitenden Ausstellungskatalog zutreffend als „Programmbild der Aufklärungstheologie“ bezeichnet. Die ikonographische Einnordung folgt der in der kunstwissenschaftlichen Literatur zwar eingeführten, aber dennoch unzutreffenden Sicht, es hier mit einer bildlichen Darstellung des ‚Goldenen Zeitalters‘ in biblischer Einkleidung zu tun zu haben. Dass Rodes Kunstschaffen einen starken religiösen Antrieb hatte, wird von Zeitgenossen und Freunden glaubhaft bezeugt. Daher ist das Bild als ebenso genuiner, wie künstlerischer Ausdruck aufklärerischer (neologischer) Frömmigkeit zu interpretieren, indem es der aufklärungstheologischen Zukunftshoffnung, d. h. einer durch Religion und Tugend „gebesserten“ Menschheit zu ihrer wahren Bestimmung (Glückseligkeit) zu verhelfen, bildlich Ausdruck verleiht. Die Sache der Aufklärung wird hier also im Blick auf das Ziel des Aufklärungsprozesses formuliert. Kant wird dieses später in Abgrenzung zum philosophischen Chiliasmus einen „theologischen Chiliasmus“ nennen, „der auf des ganzen Menschengeschlechts vollendete moralische Besserung harrt“ (Akademieausgabe Bd. 6, 34). Die Publikation von Rodes Radierung, die als „Andachtsbild“ in vermutlich größerer Zahl den Weg in die Wohnstuben des deutschen Bürgertums fand, konnte von Zeitgenossen als Affirmation der christlichen Aufklärungshoffnung gegenüber philosophischen Zukunftsvisionen (z. B. Merciers „L’An 2440“) gelesen werden, die den Prozess der Aufklärung mit religionskritischen Vorzeichen versahen. Im Beharren auf die religiöse Komponente als unverzichtbaren Aspekt des Aufklärungsprozesses erweist sich Rodes Bild jedoch nicht nur als „Programmbild

der deutschen Aufklärungstheologie“, sondern zugleich auch als „Programmbild der deutschen Aufklärung“.

10. **„Die Sache der Aufklärung kommunizieren“ – Über Popularphilosophie und Rhetorik**

Dr. Dietmar Till (Berlin)

02.10., 15.40 Uhr

„Aufklärung“ lässt sich nicht nur als erkenntniskritisches Projekt verstehen, vielmehr drängt „Aufklärung“ immer auf Umsetzung. Dazu ist zunächst Kommunikation notwendig, durch die die „Sache Aufklärung“ propagiert und verbreitet wird. Seit der Antike ist die Rhetorik diejenige Disziplin, die sich mit solchen kommunikativen Fragen beschäftigt. Der Vortrag möchte in drei Etappen darstellen, welche Rolle die Rhetorik im Prozess der Aufklärung spielt: (1) In der Frühaufklärung: Funktionsteilung zwischen Philosophie und Rhetorik und Limitierung rhetorischer Geltungsansprüche; (2) Hoch- und Spätaufklärung: das Projekt aufklärerischer Popularphilosophie als Verbindung von Erkenntnisanspruch und Kommunikation (ausgehend von G.F. Meier); (3) Die „Kappung“ solcher kommunikativer Interessen im Kontext idealistischer Philosophie, nicht zuletzt: das Scheitern einer spezifisch „aufklärerischen“ Rhetorik (und in dieser Konsequenz: die Abschaffung der Rhetorik als Disziplin).

11. **„Vor-Augen-Stellen“ – Techniken sprachlicher Vergegenwärtigung in Klopstocks Dichtungstheorie**

Michael Dimitrov M.A. (Düsseldorf)

02.10., 16.40 Uhr

Der Beitrag untersucht die rhetorischen Implikationen von Klopstocks Dichtungstheorie. Im Fokus stehen die unter dem Begriff „Vor-Augen-Stellen“ subsumierten Techniken sprachlicher Vergegenwärtigung. Klopstock versucht sie für sein Projekt einer heiligen Poesie fruchtbar zu machen. Sein Ziel ist es, die religiöse Unterrichtung durch den Dichter „unvermerkt“ erscheinen zu lassen, damit sie umso wirksamer wird. Klopstock reagiert damit auf die vielerseits monierte Wirkungslosigkeit der Lehrdichtung des frühen 18. Jahrhunderts, die mit Negativattributen wie „kalt“, „frostig“ oder „leiblos“ belegt wird.

Klopstocks Rekurs auf die rhetorischen Techniken des „Vor-Augen-Stellens“, aber auch sein grundsätzliches Festhalten an der Zweckgerichtetheit von Poesie, lassen darauf schließen, dass die Kritik am rhetorisch-didaktischen Literaturverständnis selbstreflexiv verläuft – im Sinne einer *rhetorica contra rhetoricam*. Unter Maßgabe der neuartigen Kommunikationsbedingungen, wie sie sich infolge der massenhaften Verbreitung von Druckerzeugnissen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausbilden, gilt es allerdings nicht mehr die Stimme des Redners, sondern das Medium der Schrift zugunsten der unmittelbaren Präsenz der Textwelt vergessen zu machen. Um das zu erreichen, bedarf es der Entwicklung neuartiger Verbalisierungsstrategien, für die die rhetorische Tradition keine Muster mehr liefern kann. Doch wie die meisten seiner Zeitgenossen durchschaut auch Klopstock den substanziellen Unterschied zwischen Rede und Schrift letztlich nicht. Die Schrift als reines Abbild des Gesprochenen begreifend, sucht er nach Möglichkeiten, dessen Qualitäten zu übertragen ohne das genuine Potenzial der Fernkommunikation zu nutzen. Hierbei zeigt er sich freilich erfindungsreich wie kaum ein zweiter Dichter seiner Generation.

Die Forschung hat Klopstocks Darstellungstheorie insbesondere mit Lessing und Herder in Verbindung gebracht. Indes ist ein Seitenblick auf die programmatischen Texte von Popularphilosophen wie Christian Garve oder Johann Jakob Engel nicht minder aufschlussreich. So korrespondiert zum Beispiel Klopstocks Verständnis von Handlung ebenso mit dem der Popularphilosophen wie sein Konzept des Wissenswürdigen. Im direkten Vergleich mit dem Darstellungsbegriff der Popularphilosophie entpuppt sich Klopstocks Poetik der

„fastwirklichen Dinge“ als dessen emphatisches Komplement.

12. **Anspruch auf Kommunikation und Rhetorik der Unverständlichkeit in Klopstocks weltlicher Lyrik**

Dr. Laura Benzi (München)

02.10., 17.20 Uhr

Die Aufklärung setzte auf vielfache Weise auf Kommunikation. Die Möglichkeit etwa, selbst die komplexeren Prozesse des poetischen Schaffens einem breiteren Publikum zu erklären und zugänglich zu machen, war ein wichtiger Anspruch der ästhetischen Abhandlungen jener Zeit. Bei Klopstock war ein solches Ideal der Kommunikation das angestrebte Ziel – z.B. bei den theoretischen Schriften – und der persönliche, menschliche Horizont. Seine Lyrik galt aber bei den Zeitgenossen als zum Teil dunkel und unverständlich. In welchem Verhältnis stehen bei ihm Anspruch auf Vermittlung und Rhetorik der Unverständlichkeit zueinander? Und auf welchen Grundlagen beruht das vermeintlich Unverständliche seiner Gedichte? Das dialektische Verhältnis zwischen allgemeinem Grundsatz und konkreter Vorgehensweise beim Dichten soll hier anhand ausgewählter Beispiele aus Klopstocks weltlicher Lyrik erläutert werden.

13. **„Redner im Reifrocke“. Zur Figur der Rednerin in der Frühaufklärung**

Dr. Lily Tonger-Erk (Tübingen)

03.10., 10.30 Uhr

Dass die Figur der Rednerin in Texten der Frühaufklärung zur umstrittenen Sache des rhetorischen Diskurses wird, stellt ein Novum in der abendländischen Rhetorikgeschichte dar. Seit der Antike wird der ideale Redner explizit männlich entworfen. In signifikanter Anzahl werden Rednerinnen erstmals in Enzyklopädiën gelehrter Frauen des 17. und frühen 18. Jahrhunderts verzeichnet, die die Bildungsbefähigung der Frau zu belegen suchen und für eine Egalität der Geschlechter eintreten. Für eine kurze Zeit scheint die Rednerin als angemessen agierendes Subjekt, ja als Vorbild denkbar zu werden. Doch führt diese Intelligibilität der Rednerin keineswegs zu ihrer Einbeziehung in die Rhetoriklehre. In Johann Christoph Gottscheds *Ausführlicher Redekunst* von 1729 bleibt die Beredsamkeit explizit eine „ernstliche, männliche und philosophische Kunst“ und der Redner „ein gelehrter und rechtschaffener Mann“. Auch in einer Rednergesellschaft wie der *Teutschen Gesellschaft in Jena* taugt die Rednerin lediglich zum Scherzobjekt: In seiner Scherzrede über *die Vorzüge des Frauenzimmers vor den Mannspersonen in der Beredsamkeit* von 1745 preist Jacob Wilhelm Blaufus ironisch Eva als erste Rednerin. Tatsächlich markiert er die weibliche Rede als unbedeutend, irrational, sexuell-verführerisch, kurz: unrhetorisch. Doch Blaufus' topische Argumentation wider die Rednerin löst einen ‚Federkrieg‘ aus: Gottlieb Friedrich Amandus Trautmann sieht sich zu einer *Verteidigung* der Rednerin genötigt, die wiederum eine Antwort und Gegenantwort nach sich zieht. Zur Disposition stehen hier die rhetorischen Strategien selbst. Inwiefern die Rednerin zur Sache des Diskurses wird, ist nicht mehr unumstritten: Während sich Blaufus explizit von den „Realien“, den *exempla* historischer Rednerinnen ab- und klassischen Topoi weiblicher Rede zuwendet, besteht Trautmann auf der Evidenz der *exempla* und spricht damit den hergebrachten Topoi ihre Gültigkeit ab. Die Rednerin wird in diesem Federkrieg letztlich nicht als sozialhistorisches Subjekt sichtbar, sondern als Streitsache, anhand derer die Sache der Aufklärung, eine vernunftgeleitete Hinterfragung vermeintlicher Gewissheiten, verhandelt wird.

Sektion II: Streitsachen: Akteure, Praktiken und Situationen

Sektionsleitung: Jun.-Prof. Dr. Marian Füssel (Göttingen)

Ort: Amerika-Zimmer/Englischer Saal, Haus 26

Zeit: Freitag 01.10., 11.30 Uhr – Sonntag, 03.10., 11.50 Uhr

Die Sache der Aufklärung realisiert sich genuin als Streitsache, denn an den tradierten Ordnungen des Lebens, Wissens und Glaubens hat sie kein Genügen. Indem die Aufklärung das Gegebene nicht als selbstverständlich hinnimmt, sondern als begründungsbedürftig auffasst, wird auch ihre eigene Sache verhandelbar: Denn Prozesse führen nicht nur (intendierterweise) zu einem Urteil über die jeweilige Streitsache, sondern setzen (meist nicht-intendierterweise) ebenso die Regel der Diskussion aus. Von ihren Streitsachen her gesehen handelt es sich bei der Aufklärung um eine Sache, die sich nicht allein aufgrund von Prinzipien und Systementwürfen rekonstruieren lässt, sondern die immer über ihre kulturellen Konkretionen und Praktiken ausgehandelt wird. Hier soll jedoch nicht allein der Stil des Streitens im Vordergrund stehen, sondern die Wirkmächtigkeit der Streitsache selbst. Welchen Unterschied machte die Gestalt der Streitsache für die Frage mit wem, wie und mit welchen Mitteln gestritten wurde? Wo wurde um die Sache der Aufklärung selbst gestritten und wo gerieten altbekannte Streitsachen in den Sog einer aufgeklärten Streitkultur? Ein Blick auf die Streitsachen der Aufklärung eröffnet mithin neue Perspektiven auf Akteure, Praktiken und Situationen, mit und in denen Aufklärung stets aufs Neue verhandelt wird.

1. **Aufklärung und Flugpublizistik. Intentionen, Dynamiken und Auswirkungen von „fliegenden“ Publikationen im urbanen Raum um 1700**

Daniel Bellingradt (Berlin)

01.10., 11.30 Uhr; Ort: Amerika-Zimmer

Frühneuzeitliche urbane Öffentlichkeit war geprägt von „fliegenden Blättern“ in allen Variationen – Flugpublizistik im weitesten Sinne. Bei der „Vergesellschaftung unter Anwesenden“ (Rudolf Schlögl) spielte Kommunikation eine entscheidende sozialisierende Rolle, denn die in einer Stadt anwesende Gemeinschaft der literati und illiterati war geeint in der Beobachterposition. Besonders in Konfliktfällen – Streitsachen – wurde aus der Politikbeobachtung, ein Politik machen. Mittels fingierter, anonymer und pseudonymer Publikationen wurde Öffentlichkeit von einer Vielzahl von Akteuren opportun organisiert, wenn nötig inszeniert, teilweise kämpferisch behauptet oder auch korrigiert. Als papiernen Gegenwartsbeschleunigern kam Flugpublizistik in urbanen Räumen um 1700 eine Verstärkerfunktion zu: als mediale Impulse dynamisierten Flugdrucke die beobachtete und kommentierte innerstädtische Politikosphäre, da sie rasonnementanregend auf die Anwesenden wirkten. Mentalitätshistorisch sind diese medialen Impulse während der sogenannten Aufklärungsepoche kaum zu unterschätzen: die orale Anschlusskommunikation, die sich in – durch die Streitsache – sensibilisierten Kommunikationssituationen effektiv herstellte, sorgte so für eine rasonnierende Stadtbevölkerung, in deren mindset sich kurz- und mittelfristig Reflexionen über Meinungs-, Deutungs- und Ansichten-Pluralität etablierten. Die für die Aufklärung so wichtige Einübung des Rasonierens wurde in größeren Städten mit Druckereien maßgeblich durch Flugpublizistik beschleunigt.

2. **Die Geburt der pietistischen und literaturkritischen Apologie aus dem Geiste der juristischen Verteidigungslehre um 1700. Einige Beobachtungen zum Verhältnis von August Hermann Francke und Christian Thomasius**

Dr. des. Christoph Schmitt-Maaß (Halle)

01.10., 12.10 Uhr; Ort: Amerika-Zimmer

August Hermann Franckes Apologie von 1689, in der er zum Vorwurf der Häresie Stellung nimmt, leitet eine neue Epoche in der innerprotestantischen publizistischen Auseinandersetzung ein. Mit Hilfe des als Juristen wirkenden Christian Thomasius erlangte Francke Einsicht in die Klageschriften und Prozessakten der gegnerischen Partei und baute – ermutigt durch Thomasius – seine Apologie argumentativ und rhetorisch analog zu juristischen Verfahren auf. Damit schaltet Francke einen Diskurs um: indem er nicht nur juristische Begriffe und Argumentationsweisen in die theologischen Debatten integriert, sondern auch, indem er auf den Ursprung der Jurisprudenz aus der Theologie hinweist.

Christliche Verteidigung und juristische Argumentation gehen Hand in Hand. Die Apologie Franckes kann mithin als Initiationsmoment für eine neue Form der (nicht nur) theologischen Streitkultur aufgefasst werden, die mit Schriften, Gegenschriften und eigenen Zeitschriften eine kritische wissenschaftliche Öffentlichkeit herstellt. In der Kritik an der „unvollendeten Reformation“ Martin Luthers, die einer Fortführung und Verbesserung der ganzen Lebenspraxis bedürfe, meldet sich ein geschichtliches Veränderungs- und Innovationsbewusstsein, das mit dem Fortschrittsglauben der Aufklärung zusammengeht.

Dieser Befund lässt sich koppeln mit der Herausbildung einer modernen Literaturkritik, die mit Christian Thomasius *Monats=Gesprächen* (1688-1690) ihren Ausgang nimmt: Kritik ist nicht länger das Geschäft des humanistisch gebildeten Editionsphilologen, sondern die Sache des streitbaren Publizisten. Um 1700 jedoch dominiert die Vorstellung des ‚Kunstrichters‘, der mit den Mitteln der Strafprozessordnung und unter philologischer Beweisführung Literatur be- und verurteilt.

Die Herausbildung einer literarischen Richterämtes vollzieht sich also scheinbar gleichzeitig mit der Herausbildung einer juristisch-theologischen Apologie, wobei Christian Thomasius in beiden Fällen als Stichwortgeber, wenn nicht gar Initiator gelten kann. Diese diskursive Praxis der juristischen Verteidigung in Theologie und Kritik verlegt den Beginn des modernen Bewusstseins (Foucault korrigierend) vor auf die Zeit um 1700. Mein Vortrag wird zu zeigen versuchen, dass dieser Paradigmenwechsel begründet ist in einem veränderten Verständnis von Hermeneutik als Praxis der Interpretation.

3. ***Liebkoſte Mißgeburthen*. Zur Journaldebatte des frühen 18. Jahrhunderts in Deutschland**

Wiebke Hemmerling (Greifswald)

01.10, 15.00 Uhr; Ort: Amerika-Zimmer

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde das Medium der Rezensionszeitschrift und mit ihm die periodische Buchkritik in Deutschland etabliert. Bald schon entstanden Zeitschriften, die sich der kritischen Auswertung der aktuellen wissenschaftlichen Buchproduktion widmeten. Dass dieser Anspruch öffentlichen Judizierens Streitigkeiten hervorrufen musste, ist wohl kaum verwunderlich. Dabei ging es „Journalisten“ wie Nicolaus Hieronymus Gundling offenbar weniger um eine schlichte Einteilung in gute und schlechte Bücher, als vielmehr um die Möglichkeit, eine Art herrschaftsfreien Diskurs zur Wahrheitsfindung im Sinne aufgeklärter Eklektik führen zu können. Da jedoch der Maßstab und die Methode der überwiegend anonym publizierten Kritiken im Dunkeln blieben, konnte die Infragestellung ihrer Legitimität kaum ausbleiben. Vor allem im zweiten Dezennium des 18. Jahrhunderts kam es daher zu einer öffentlichen Kontroverse über die Rolle des Journalisten und die Nützlichkeit seines

Journals innerhalb der *Respublica litteraria*. Hier wurde nicht nur diskutiert, ob einzelne Gelehrte das Recht hätten sich als Richter über die Schriften anderer Gelehrten aufzuschwingen, sondern ebenso, wer der gelehrten Bücherflut noch etwas hinzusetzen dürfe. Demgemäß war mit der Debatte um das Medium unmittelbar auch eine grundlegende Auseinandersetzung über den Gelehrtenstand und seinen Habitus sowie das zeitgenössische Wissenschaftsverständnis verbunden.

4. **Der Streit um den Kryptojesuitismus als Vehikel der Verständigung über den öffentlichen Umgang mit Texten?**

Dr. Carmen Götz (Bochum)

01.10. 15.40 Uhr; Ort: Amerika-Zimmer

Im Streit um den sogenannten „Kryptojesuitismus“ oder auch „Kryptokatholizismus“ geraten Sache und Sachen der Aufklärung auf vielfältige Weise in Wechselwirkung. Zunächst scheint die Angelegenheit klar: Die Sachwalter der Aufklärung und ihrer zentralen Medien – der Herausgeber der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ Friedrich Nicolai und die Herausgeber der „Berlinischen Monatsschrift“ Friedrich Gedike und Johann Erich Biester – machen Front gegen eine Unterwanderung der aufklärerischen Geheimgesellschaften (z.B. der Freimaurerbünde) durch missionarisch tätige Jesuiten („Proselytenmacherei“), deren Ziel es sei, die Aufklärung zu schwächen, die Kräfte der Reaktion zu stärken und Aberglaube und Schwärmerei erneut – und buchstäblich – hoffähig zu machen. Doch in diesem Prozess scheint sich die Aufklärung um ihrer eigenen, guten und gerechten Sache willen schlechter und ungerechter Praktiken zu bedienen: Sie nutzt ihre Medienmacht für einseitige Propaganda, Diffamierungen und Unterstellungen; sich selbst dagegen macht sie kritikimmun. Grundlegende Werte wie Toleranz und Vernunftgemäßheit werden mit Füßen getreten – so zumindest erscheint es manchem Kritiker des Berliner Verfahrens (unter anderem Christian Garve, Friedrich Heinrich Jacobi und der Zeitschrift „Archiv für Schwärmerei und Aufklärung“). Eine Art „Dialektik der Aufklärung“ wird diagnostiziert, wenn die Aufklärer sich genau jener Mittel bedienen, die sie an ihren Gegnern kritisieren: vom „Despotismus der Vernunft“ ist die Rede, von „Jesuitenriecherei“, von „Hyper-Kryptojesuitismus“ und von dem Versuch, „Universalpatriarchismus durch antijesuitischen Jesuitismus einzuführen“. In der Streitsache treten somit die „Sache der Aufklärung“ als eines legitimen Anliegens und die Verfahrensweise als Gegenstand der Kritik auseinander.

Doch die Interferenzen zwischen der Sache und den Sachen finden in diesem Streit nicht nur auf der Ebene zwischen der Sache der Aufklärung und der konkreten Streitsache statt. Vielmehr geraten im Kontext der Kritik an den Verfahrensweisen/ Praktiken die Medien auf eine sehr konkrete Weise ins Visier. Bei der Lektüre vieler der in immenser Anzahl erschienenen Schriften zum Thema drängt sich bisweilen der Eindruck auf, dass die verhandelte Sache selber vollkommen in den Hintergrund tritt zugunsten einer detailbesessenen Diskussion darüber, was man mit publizierten Texten zu tun berechtigt ist und was nicht (dies betrifft etwa Zitierweisen, die Wahl von Schriftarten, Auslassungen, Hervorhebungen etc.). Die Streitsache, die den Kern der Sache der Aufklärung betrifft, erscheint als bloßer Vorwand, als bloßes Vehikel eines ganz anderen Diskurses, in welchem es um den legitimen und den illegitimen Umgang mit Schriftstücken geht. Die Streitsache ist somit (auch) ein Prozess der Regelgenerierung zum Umgang mit öffentlichen Medien.

5. **Friedrich der Große als Polemiker**

Dr. Anne Baillot (Berlin)

01.10., 16.40 Uhr; Ort: Amerika-Zimmer

Im *Vorwort zum Auszug aus dem historisch-kritischen Wörterbuch von Bayle* zeigt sich Friedrich der

Große als Apostel des „Katechismus der Vernunft“. Im *Antimachiavel* aber, oder auch in der *Priifung des Versuchs über die Vorurteile* oder in der *Kritischen Überprüfung des Systems der Natur*, verteidigt er seine Sache polemisch: mit Kraft, mit Biss, ja manchmal mithilfe widersprüchlicher, schwer nachvollziehbarer Argumente. In diesem Beitrag geht es um Friedrichs vielschichtiges Verhältnis zur Polemik. Denn es geht ihm dabei nicht wie den anderen Schriftstellern um die Eroberung einer Machtposition im üblichen intellektuellen Sinne des Wortes. Dies soll in einem ersten, der Entstehungsgeschichte der Texte nachgehenden Teil gezeigt werden. Anhand dieser soll das Ziel der Angriffe Friedrichs besser konturiert werden. So wird seine Auffassung von Aufklärung, von Philosophie und von seiner eigenen schriftstellerischen Tätigkeit beleuchtet.

6. **Keine Sache der Aufklärung? Denunziation und Denunziationsresistenz im 18. Jahrhundert**

PD Dr. Holger Zaunstöck (Halle)

01.10., 17.20 Uhr; Ort: Amerika-Zimmer

Denunziationen sind ein vergleichsweise junger Gegenstand historischer Forschung. Das Thema wurde vor allem durch die Zeitgeschichte eingehend behandelt. Gleichwohl ist parallel deutlich geworden, dass das Denunziationsverhalten eine weit über die Epochenschwelle um 1800 in die Vormoderne zurückreichende Tiefenstruktur besitzt. Auch in früheren Gesellschaftsformen und Lebenswelten wurde denunziert. Eine solche ist die ›Lebenswelt Universitätsstadt‹ des langen 18. Jahrhunderts. Sie ist ein bislang nicht untersuchtes Feld im Rahmen der Studien zur Denunziation – ihre Analyse stellt Diskussionsangebote für die denunziationsgeschichtliche Forschung insgesamt zur Verfügung: Wie wird Denunziationsverhalten möglich, wie sind die Menschen damit umgegangen, welche Verhaltensweisen wurden entwickelt? Das Denunziationsverhalten steht dabei in einem Gesamtverbund informationeller Kommunikation im Spannungsfeld von Herrschaft und Gesellschaft. Konzeptionell gefasst wird das Phänomen in der Schnittstelle von politischer Kulturgeschichte, Kommunikationsgeschichte, Stadtgeschichte und der Kulturgeschichte der frühneuzeitlichen Universität. Damit ist zugleich ein zentraler Entfaltungsraum aufgeklärter Kultur und aufklärerischer Praktiken umrissen. Am Beispiel der so genannten »Akademischen Freiheit« studentischer Lebenskultur gilt es nach dem Denunziationen ermöglichenden politischen Umfeld, ihrer Präsenz und Anwendung im Alltag der Universitätsstädte und dem – kritischen – Umgang mit dieser Handlungsoption zu fragen. Auf dieser Grundlage stellt sich die Frage, ob es Berührungspunkte zwischen Aufklärungskultur und Denunziationspraxis gegeben hat, und ob das Jahrhundert der Aufklärung auch ein Jahrhundert der Denunziation gewesen ist? Konkret verhandelt wird der Gegenstand – eingebettet in ein breiteres Feld untersuchter Fälle und einen europäischen Resonanzraum – am *Genius loci* in Halle, in einer Längsschnittperspektive von August Hermann Francke um 1700 bis Johann Reinhold Forster um 1800.

7. ***Une affaire de dispute polémique. Der französische Streit um die Blatterninokulation (1754–1774). Akteure, Praktiken, Medien***

Dr. Heiko Pollmeier (Berlin)

02.10., 11.30 Uhr; Ort: Amerika-Zimmer

Die Blatterninokulation, das bis 1800 einzig bekannte Prophylaktikum gegen die Pocken, wurde im 18. Jahrhundert europaweit zu einer Streitsache. Man stritt sich um Nutzen und Legitimität dieses Eingriffs in die menschliche Natur und in die göttliche Vorsehung. Viele Autoren begegneten der künstlichen Übertragung des menschlichen Pockenvirus aus den verschiedensten (sozialen, medizinischen oder theologischen) Gründen mit Misstrauen. Besonders intensiv war die Debatte in Frankreich, wo zwischen 1754 und 1774 weit mehr als 200 französischsprachige

chige Ärzte, Theologen, Wissenschaftler und Mathematiker aus ganz Europa daran partizipierten, neben den berühmten *philosophes* (wie Voltaire) viele weniger bekannte Autoren. Der Streit um den Pockenschutz stellt eine der ersten, im expandierenden Zeitschriftenwesen der Zeit dokumentierten öffentlichen Debatten im Frankreich nach 1750 dar. Charakteristisch sind eine Vielfalt an Teilnehmern und Medien, eine schnelle und dichte Wissenszirkulation sowie die Tatsache, dass mehr als nur das Ausmaß der ‚Pockennot‘ und die Wirksamkeit der Inokulation behandelt wurden. Die *philosophes* etwa machten die Inokulation zu ihrer Sache und verhandelten daran stellvertretend das Thema der Selbst- bzw. Fremdbestimmtheit menschlichen Lebens. Die Debatte formte Positionen und Beziehungen zwischen Parteien, Protagonisten, institutionellen Vertretern und der öffentlichen Meinung. In dieser Frage verlief der Riss quer durch die französische Gesellschaft – durch alle Klassen, Lager und Professionen, und das unabhängig von der jeweiligen Einstellung zur Aufklärung: Keineswegs sind die Debattenlager der Impfbefürworter und Impfgegner pauschal mit den Lagern der Aufklärer und der Gegenaufklärer identisch. Im Vortrag werden die Akteure, die in der Debatte ausgebildeten Praktiken und die involvierten Medien näher beleuchtet: Es geht um die Zusammensetzung der Streitparteien, die verhandelten Themen und Subtexte sowie die gewählten Argumentationsstrategien und Kommunikationsmittel. Die Debatte soll als ein Stück praktizierter Aufklärung dargestellt werden.

8. ***Es ist die höchste Zeit [...] diese Tonführer der Nationen verstummen zu machen.***
Der Streit um die Sache der Aufklärung im Kontext der Französischen Revolution

Prof. Dr. Norbert Otto Eke (Paderborn)

02.10., 12.10 Uhr; Ort: Amerika-Zimmer

Im Kontext der Auseinandersetzungen mit der Revolution in Frankreich erfuhr die in den 1780er Jahren unter großer Beteiligung geführte Aufklärungsdebatte nicht nur eine entscheidende Politisierung; mit der Differenzsetzung zwischen einer ‚wahren‘ und einer ‚falschen‘ Aufklärung wurde sie zugleich auch in augenfälliger Weise moralisiert. Einerseits führte die Vorstellung, dass die *Theorie* (der Aufklärung) mit der Revolution nun *praktisch* geworden sei, zu einer forcierten Ausdifferenzierung der Reformbewegung, als die sich die deutsche Aufklärung nach Wolfgang Albrechts Urteil am Vorabend der Revolution einmütig begriff. Andererseits und darüber hinaus intensivierte sich im Schatten der Revolution in entscheidender Weise der Ausdifferenzierungsprozess ‚politischer‘ Öffentlichkeit, in dessen Gefolge wiederum die bereits in den 1770er Jahren erhobenen Warnungen einer katholisch-orthodoxen ‚Gegenaufklärung‘ schriller wurden. Insbesondere diejenigen Modelle geschichtsphilosophischer Selbstverständigungen, die nach 1789 aus der Verbindung der revolutionären Grundforderung nach kultureller und politischer Emanzipation mit dem kulturevolutionistisch begründeten Geschichtsverständnis der vorrevolutionären Zeit heraus entstanden, wurden von den Parteilägern eines nun explizit *politischen* Konservatismus als akutes Gefährdungsmoment erfahren – und dies ungeachtet des Umstands, dass faktisch nur eine Minderheit innerhalb der deutschen Spätaufklärung Revolutionen wirklich als eine mögliche und nötige Form durchgreifender gesellschaftlicher Neugestaltung auf bestimmten Entwicklungsstufen der Gesellschaftssysteme in ihr Geschichtsdenken integrierte. Aus der subjektiv begründeten Erfahrung der (zum Ergebnis aufklärerischer Theorie und Praxis erklärten) Instabilisierung tradierter Orientierungssysteme heraus verlieh ungeachtet dessen die Furcht vor der Expansion der Revolution den Versuchen zu einer polemischen Abfertigung der Aufklärung bei Autoren wie Leopold Alois Hoffmann, aber auch solchen zu ihrer theoretischen Widerlegung bei Autoren wie Burke, Gentz und Rehberg am Ende des Jahrhunderts eine immense Schubkraft.

Der Vortrag wird diese Verschärfung des Streits um die Sache der Aufklärung in seinen Voraussetzungen und Konsequenzen detailliert nachzeichnen.

9. **„Men of science“ vs. „Macaronis“. Die Polemik gegen die Amateur Gentlemen in der Royal Society zwischen 1750 und 1785.**

Dr. Caspar Hirschi (GB-Cambridge)

02.10., 16.40 Uhr; Ort: Englischer Saal

Das in der frühen Royal Society dominierende Rollenideal des Naturphilosophen als tugendhafter und unpolemischer Ehrenmann, der nach dem Vorbild von Robert Boyle frei von pekuniären Zwängen und ideologischen Interessen wissenschaftliche Tatsachen beobachtet, kommt im Verlauf des 18. Jahrhunderts verstärkt unter Druck und wird schließlich von der Figur des wissenschaftlichen Experten zurückgedrängt. Ein wichtiger Faktor in diesem Prozess ist der Siegeszug des Nützlichkeitspostulats, mit dem Gelehrte die politische und gesellschaftliche Wichtigkeit ihres Wissens herausstreichen.

Die Royal Society wird in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gleich zweimal zum Schauplatz von Streitigkeiten zwischen Repräsentanten einer adligen Gentlemanwissenschaft und Verfechtern eines spezialisierten, nutzenorientierten Expertentums. Der erste polemische Höhepunkt liegt in den 1750er Jahren, der zweite in den frühen 1780er Jahren. In beiden Streitfällen geht es nicht nur um das wissenschaftliche Selbstverständnis der FRS, sondern auch um die Rekrutierungspolitik und die Arbeitsformen der Institution. Die „Gentlemen Amateurs“ befinden sich stets in der Defensive, schaffen es aber, durch geschmeidige Anpassung an die veränderten Gegebenheiten politisch zu überleben.

Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhang das Verhalten des langjährigen Präsidenten der Royal Society, Joseph Banks, in den 1780er und 1790er Jahren. Wie Boyle ein vermögender Aristokrat, hält Banks das Ideal des wirtschaftlich gesicherten und politisch unabhängigen Amateurwissenschaftlers hoch. Nachdem er das Präsidium der Royal Society übernimmt, diffamieren ihn selbst ernannte „men of science“ als Anführer von „Macaronis“ – dilettierender Touristenforscher, die Wissenschaft nur zum persönlichen Amusement betreiben würden. Banks reagiert auf die Herausforderung mit einer paradoxen Doppel-Strategie. Er verteidigt den unbezahlten und ergo unabhängigen Gentleman-Wissenschaftler der Royal Society und empfiehlt ihn zugleich dem Staat als nützlichen Diener. Während er also die Figur des Experten explizit als unfreie Kreatur ablehnt, institutionalisiert er sie implizit durch die enge Anbindung der FRS an die Politik des British Empire.

10. **Das Papsttum als Streitsache zwischen Konfessionalismus und Aufklärung**

Dr. theol. Bernward Schmidt M.A. (Münster)

02.10., 17.20 Uhr; Ort: Englischer Saal

Das Papsttum – Faszinosum und Gegenstand heftiger Kontroversen. Notwendiger Bestandteil der göttlichen Kirchen- und Heilsordnung für die einen, rückwärtsgewandtes Unterdrückungssystem für die anderen. „Konfessionalismus“ und „Aufklärung“ lassen sich dabei nicht reinlich scheiden, sondern treten miteinander in Interaktion und Widerstreit. Dies gilt für die Seite der Kritiker des Papsttums ebenso wie für diejenige seiner Apologeten, die insbesondere in den Pontifikaten Clemens' XI. (1700-1721) und Benedikts XIV. (1740-1758) ihre Aktivität entfalten konnten. Das hiermit benannte Thema ist äußerst umfangreich, stößt aber auch in eine der größten Forschungslücken zum 18. Jahrhundert vor, denn eine (im weitesten Sinne) kulturhistorische Erforschung des Papsttums muss erst noch geleistet werden. Daher, und um den Rahmen eines Vortrags nicht zu sprengen, müssen einige Beschränkungen und Präzisierungen vorgenommen werden.

Der Ausgangspunkt soll weder in der Papsttumskritik protestantischer Gelehrter noch in derjenigen französischer „Hochaufklärer“ gesucht werden, sondern vielmehr bei römischen bzw. romtreuen Autoren. Da bekanntlich zum Streiten immer zwei gehören, geht es zunächst um die ganz grundlegende Frage, welche Kritik am Papsttum überhaupt an dessen Sitz ankam und

einer Reaktion für wert befunden wurde, welche Voraussetzungen mithin für das Streiten erfüllt sein mussten. Ganz grundsätzlich konnte man sich dann für Reaktionen mittels Zensur oder Publizistik entscheiden. Anhand umstrittener Themen wie „Buchzensur“, „päpstliche Unfehlbarkeit“ oder „päpstliches Zeremoniell“ sollen Gemeinsamkeiten und Unterschiede des Streitens über derartige Themen ad intra bzw. ad extra bestimmt werden. Im Hintergrund steht dabei die permanent umstrittene Deutung der Geschichte des Papsttums und seiner theologischen Grundlagen. Schlussendlich wäre auch nach den Wirkungen auf die streitenden Parteien, ihre Argumente und Streitformen zu fragen: Inwieweit nahm die päpstliche Seite Kritik der „Aufklärung“ an und arbeitete damit? Inwieweit wandelte sich ein „konfessioneller“ zu einem „aufklärerischen“ Diskurs?

11. **Die Sache der Allgemeinverständlichkeit. Vom Desiderat zum Makel der Aufklärung**

Dr. Annette Meyer (München)

03.10., 10.30 Uhr; Ort: Englischer Saal

Die Art und Weise, in der sich Aufklärung zu vermitteln habe, bot Anlass für heftigen Streit unter den deutschen Gelehrten des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Während es in der Frühzeit zu den konstitutiven Bausteinen einer aufgeklärt argumentierenden Position gehört hatte, Allgemeinverständlichkeit der Darlegung eines Weltbildes einzufordern und damit die akademischen Gepflogenheiten der Scholastik – insbesondere die formale Logik und die lateinische Tradition – anzuprangern, wurde dieser Topos im Verlauf der 1780er Jahre zum Gegenstand einer scharfen Auseinandersetzung. Der Streit um die Sache der Allgemeinverständlichkeit in der Philosophie endete mit einer klaren Parteienbildung: die ältere Haltung nämlich, welche die verständliche, anschaulich begründende, vorrangig empirisch basierte Vermittlung philosophischer Inhalte nicht verloren geben wollte, wurde von der gegnerischen Fraktion überraschenderweise als randständig und vor allem als seichte Form der populären Philosophie diffamiert. Mit dieser Offensive wurde eine klassische Argumentationsfigur der Aufklärung verkehrt, indem ein wesentliches Element der erst jüngst reformierten Wissenschaftsauffassung als überholt und der bewusste Verzicht auf Metaphysik und Logik als substantieller Mangel dargestellt wurde. Das Kennzeichen aufgeklärter Texte wurde als ihr Makel umgedeutet. Mit dem Kampfbegriff „Popularphilosophie“ verstand es die schließlich obsiegende Partei zudem, sich den Alleinvertretungsanspruch der Aufklärung und damit der „wahren Philosophie“ zu sichern. Der Umstand, dass die Unterscheidung zwischen (Schul-) Philosophie und Popularphilosophie für das Zeitalter der Aufklärung in der Philosophiegeschichtsschreibung bis heute nachwirkt, zeigt, wie erfolgreich die Selbstinszenierung dieser zeitgenössischen philosophischen Strömung war. Gleichzeitig legt das Fehlen einer solchen Grenzziehung in anderen Aufklärungskulturen die Frage nahe, ob es sich dabei um ein spezifisch deutsches Phänomen handelt? Zumindest wurde der Grabenkrieg zwischen den Paradigmata in der deutschen Spätaufklärung mit aller Konsequenz geführt: Rezensionen wurden lanciert, Schüler zu Bekenntnissen gezwungen, Gelehrte mundtot gemacht und öffentlich diskreditiert. Die Sache der Allgemeinverständlichkeit war mehr als eine Debatte über die Form aufgeklärten Philosophierens, sie war der Prüfstand des Projektes der Aufklärung selbst.

12. **Streitprozedur und Streitentscheidung: Handlungspositionen von Prozessbeteiligten im Strafverfahren des 18. Jahrhunderts**

Dr. Frank Grunert (Halle)

03.10., 11.10 Uhr; Ort: Englischer Saal

Im 18. Jahrhundert wird das lange vorherrschende strafrechtliche Inquisitionsverfahren abgelöst. Die Diskreditierung der Folter als Mittel der forensischen Wahrheitsfindung im Strafverfahren und die dadurch bedingten Neuerungen im Beweisrecht sind hierbei markante Momen-

te, die schließlich zu neuen Prozeduren im Strafverfahren führen. Indem dadurch den Prozessbeteiligten neue Handlungspositionen und -dispositionen zugewiesen werden, erhält der strafrechtliche Streit eine neue Qualität. Dabei stellt sich die Frage, wie das normative Interaktionsdreieck von strafendem Staat, Opfer und Delinquent sich genau verändert, und wie und in welchen Schritten und mit welchen Folgen diese Veränderungen rechtlich durchgeführt und rechtstheoretisch begleitet werden. Es geht dabei um die rechtliche Verhältnisbestimmung der Prozessbeteiligten zueinander und ihren rechtlichen und sozialen Perspektiven, und zwar nicht nur zwischen strafendem Staat und Delinquenten, sondern auch zwischen Opfer und Täter. Dies soll sowohl anhand des gelehrten Strafrechts als auch mit Blick auf die normativen Texte vor allem des ausgehenden 18. Jahrhundert untersucht werden.

Sektion III: Sinnliches Erfassen der Sachen: Ästhetik als neue Wissenschaft

Sektionsleitung PD Dr. Ulrike Zeuch (Wolfenbüttel/ Göttingen)

Ort: Thomasius-Zimmer, IZEA Haus 54

Zeit: Samstag 02.10., 16.40 Uhr – Sonntag 03.10., 12.30 Uhr

Als die ‚Wissenschaft von allem, was sinnlich ist‘, wird die Ästhetik im 18. Jahrhundert zur Leitdisziplin. Die Aufwertung der unteren gegenüber den oberen Erkenntnisvermögen durch Baumgarten und Meier verleiht den Sachen in ihrer Materialität eine neue Dignität. Da die Ästhetik weit mehr als die so genannten Schönen Künste umfasst, wird sie zur Grundlage für sehr verschiedene Disziplinen – Psychologie, Semiotik, Rhetorik und Poetik, Metaphysik, Theologie und Ethik; aber auch Physik (Optik) und Medizin –, und die Sinnlichkeit neben der Vernunft zur zweiten zentralen Instanz auf der Suche nach gewisser Erkenntnis. Inwiefern nun erschließt die Ästhetik als Grundlage verschiedener Disziplinen neue Gegenstände bzw. Sachen? Entsteht ein anderer Typus von Wissenschaftler? Erfordert die Ästhetik eine grundlegend andere Methode zur Gewährleistung sicherer Erkenntnis? Oder ist die Ästhetik mit Blick auf die Wahrnehmungstheorien im 17. Jahrhundert kaum neu? Welche Rolle schließlich spielt die Ästhetik für die Abgrenzung des Idealismus von der Aufklärung? Diese Fragen an die Ästhetik der Aufklärung überprüfen den Status der Sinnlichkeit sowohl im interdisziplinären Zusammenhang als auch im Kontext seiner Verhandlung.

1. **„Kann die Phantasie etwas geben, was sie nie empfangen hat?“ – Geister sehen und Geister beschwören als ‚Sache‘ von Aufklärern und anderen Liebhabern des Sinnlichen**

PD Dr. Barbara Thums (Tübingen)

02.10., 16.40 Uhr

Die Intervention der Einbildungskraft in Wahrnehmungsprozesse wird im 18. Jahrhundert zu einem zentralen Problem. Debatten über das Wunderbare sowie die intensive Beschäftigung mit den Phänomenen Geistersehen und Geisterbeschwörung durchlaufen die unterschiedlichsten Wissensformen, formieren den Paradigmenwechsel im Verhältnis von Mimesis und Darstellung und induzieren eine beunruhigende Unentscheidbarkeit von Natürlichem und Künstlichem sowie von Fakt und Fiktion. In diesem Kontext scheint eine umfassende Wahrnehmungsschulung unabdingbar: Sie bezieht sich auf das Wissen der Moralphilosophie, Pädagogik, Medizin, Physiologie, Anthropologie und Ästhetik; sie richtet sich auf die Konstitution des modernen Subjekts; und sie betrifft Prozesse der Produktion und Rezeption in den Künsten. Insbesondere die Kategorie der Aufmerksamkeit spielt eine entscheidende, aber immer noch wenig beachtete Rolle. Sie soll Wahrnehmungsprozesse so steuern, dass ein schwärmerisches oder gar irrationales Ausschweifen der Einbildungskraft verhindert und ein Darstellungskonzept garantiert wird, das sich einer antimimetischen Kunst einfügt, ohne die Grenzen des Geschmacks zu verletzen. Dieser Problemzusammenhang soll am Beispiel von Schillers „Geisterseher“, für den die dichotome Organisation der Begriffe ‚Blendwerk‘ und ‚Aufmerksamkeit‘ sowie die medientheoretische und poetologische Aspekte der Aufmerksamkeitssteuerung leitend sind, herausgearbeitet werden. These ist, dass hier eine spezifisch ästhetische Neubewertung eben jener Unentscheidbarkeit hervorgebracht wird, die im Diskurssystem der Aufklärung ausschließlich als Gefährdung wahrgenommen werden konnte. Ausgehend davon ist zu fragen, wie die Geister und Gespenster als ‚Sachen‘ der Aufklärung in ein diskursives Austauschverhältnis mit ästhetischen Konzepten rücken, die das pygmaliontische Begehren des Statuenliebhabers und die Beschwörung antiker Geister zu ihrer ‚Sache‘ machen, um sich über das Verhältnis von Antike und Moderne sowie über die Bedeutung der Künste, ihrer Ge-

schichte und ihrer medialen Bedingungen als Voraussetzung einer genuin modernen Ästhetik zu verständigen.

2. **Kunst berührt. Zur Funktion des Kitzels in der Wirkungsästhetik der Aufklärung**

Dr. des Christian Metz (Frankfurt a. Main)

02.10., 17.20 Uhr

In der Wirkungsästhetik und -theorie der Aufklärung spielt der Tastsinn eine elementare Rolle. Exemplarisch führt dies Johann Gottfried Herders Schrift „Plastik. Einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt aus Pygmalions bildendem Träume“ vor, welche der Haptik eine dominante Rolle im Zuge der ästhetischen Wahrnehmung zuschreibt. Der Rezipient betrachtet Kunstwerke nicht nur, sondern er berührt sie und wird von ihnen berührt. Von Herder aus dringt das Haptische auch in die ästhetischen Konzepte Friedrich Schillers und Gotthold Ephraim Lessings ein. Integraler Bestandteil all' dieser haptischen Modelle ist das Phänomen des Kitzels. In Herders, Lessings und Schillers Schriften löst die Rezeption eines Kunstwerkes bei seinem Betrachter einen Kitzel aus. Diese Wirkung reflektiert beispielsweise Franz Moor in Friedrich Schillers Drama „Die Räuber“, wenn er vom Schauspiel der Welt spricht: „Bruder – ich habe die Menschen gesehen, ihre Bienensorgen und ihre Riesenprojekte [...]. Es ist ein Schauspiel, Bruder, das Tränen in deine Augen lockt, wenn es dein Zwerchfell zum Gelächter kitzelt.“ (Friedrich Schiller, Die Räuber, München 2004, S. 66.) Der Frage, welche Funktion der Kategorie des Kitzels im Zuge der ästhetischen Theorien der Aufklärung zukommt, widmet sich mein Vortrag. Ich gehe davon aus, dass die ästhetischen Theoreme den Kitzel gezielt aufnehmen, um die Konzeption zu adaptieren, welche die menschliche Empfindung im *anthropologischen Diskurs* des 17. und 18. Jahrhunderts erfährt.

Wesentliche Voraussetzung für die wirkungstheoretische Integration des Kitzels ist demnach das Anliegen der Aufklärung, den Menschen zu Sache ihrer vernünftigen Anschauung zu machen. Erst unter dieser Prämisse entpuppt sich der Kitzel *erstens* im anthropologischen Diskurs als ein rätselhaftes Phänomen, für dessen Funktion die Physiologie der Aufklärung keine Erklärung hat. Der Kitzel gilt der Anthropologie damals (wie heute) als ein Phänomen, das sich der vernünftigen Betrachtung des Menschen entzieht. Er ist ein Störfaktor in der rationalen Betrachtung des Menschen, dem damit etwas Unheimliches, Geheimnisvolles eingeschrieben ist. Dieser Eigenschaft des Kitzels bedient sich die Wirkungstheorie der Aufklärung, wenn sie vom Kitzel spricht, den ein Kunstwerk in seinem Betrachter auslöst. Sie markiert damit, dass der ästhetische Wahrnehmungsakt der *ratio* nur partiell zugänglich ist. Der Kitzel fungiert wie im Schillerbeispiel als Schalter zwischen zwei Sphären. Es vereint die Perzeption und intellektuelle Verarbeitung des Abstraktums „Kunstwerk“ mit der haptischen Wahrnehmung, bei welcher das Kunstwerk im wahrsten Sinne des Wortes auf seinen Betrachter kitzelnd und damit körperlich übergreift.

Die Wirkungstheorie bedient sich *zweitens* aus der Konzeption des Kitzels, die sich an der Schnittstelle zwischen anthropologischem und religiösem Diskurs vollzieht. Im Übergang vom Barock zur Empfindsamkeit vollzieht sich ein signifikanter Wechsel in der Bewertung und in der Metaphorisierung von Offenbarungsempfindungen. Wurde bis dahin Gottes Gegenwart mittels des Geschmacksinns als „Süße Gottes“ wahrgenommen, so wird im Laufe des 17. Jahrhunderts die Metaphorik des Schmeckens durch Termini des Tastens oder besser des Tastsinns ersetzt. Man will vom Höchsten erschüttert werden, sich im Innersten berühren lassen: „Die Offenbarungsempfindung beruht auf einem willensunabhängigen Eindruck, eine wie von Fern auf den Leib eindringende, penetrante Kraft, die sich dem tastenden Sensorium mechanisch als Kitzel, Beben oder Zittern bemerkbar machte und vorzugsweise als Rührung oder Empfindung metaphorisiert wurde.“ (Joseph Imorde, Affektübertragung, Berlin 2004, S. 130) Es ist der Kitzel Gottes, welcher den Menschen überkommt. Dieses sakrale Konzept der sensorischen Gotteserfahrung schwingt in der Wirkungstheorie der Aufklärung mit.

Verwoben wird dies *drittens* mit der Eigenschaft des Kitzels, die ihm in der Überschneidung der Anthropologie mit dem Liebesdiskurs zugeschrieben wird. Dort säkularisiert die Empfindsamkeit das Konzept des göttlichen Kitzels. Sie überträgt die mechanischen Metaphern der Offenbarung auf die Liebesbeziehung zwischen Menschen. Der Liebende ist nicht mehr von der Süße der Liebe, sondern vom Kitzel des anderen gerührt: „Begriffe des Haptischen beginnen die Seele zu bearbeiten. Die Metaphorik eines wie aus der Ferne wirkenden Tastsinns lässt sich nun häufiger den Selbstzeugnissen und Briefwechseln entnehmen [...]. Da möchte man erschüttert werden und sich aufwühlen lassen, um dann wohligh zu zittern und wollüstigh zu beben.“ (Joseph Imorde, Affektübertragung, S. 292). Mit dieser Konzeption schließt der Kitzel der Liebesoffenbarung auch den Kitzel der Sexualität ein. Über die Funktion des Kitzels im Liebesdiskurs adaptiert die Wirkungstheorie der Aufklärung eine Struktur des Begehrens. Erst unter der Bedingung, dass der Mensch zur Sache der Aufklärung wird, erst aus der diskursiven Konstellation des Kitzels in den drei genannten anthropologischen Diskursfeldern ergibt sich das Potential, dessen sich die Wirkungstheorie bedient und das sie ihrerseits funktionalisiert.

3. Die Sachen als Streitsache der Idylle

HD Dr. Uwe Steiner (Mannheim)

03.10., 10.30 Uhr

In der Theorie- und Literaturgeschichte der Handlungsmacht von Dingen kommt der Idylle eine Scharnierstellung zu. Eigentlich waren aus ihr, die die Ästhetik bis weit ins 19. Jahrhundert hinein in Atem halten sollte, die Konflikte verbannt. Das hat jedoch nicht verhindert, dass um die Idylle selbst gestritten worden ist. Ja, die ihr gewidmeten Auseinandersetzungen dürften die Vermählung von Gattungspoetik und Geschichtsphilosophie, wie sie in Schiller einen ersten Höhepunkt und in Hegel nachhaltige Wirksamkeit gefunden hatte, maßgeblich angebahnt haben. Schon bei Geßner und Gottsched wird erkennbar, wie die Idylle, indem sie die moderne Welt, die Welt der „mannigfache(n) Vermittlungen des Handels, der Fabriken, [...] der modernen Industrie“ (Hegel) programmatisch ausschließt, einen Zivilisationsdiskurs führt, der, spätestens bei Voß, in der Einschreibung der bürgerlichen Lebens- und vor allem ihrer Dingwelt in das bukolische Schema kulminieren sollte. Spätestens jetzt wird, und sei es kontrafaktisch, eine der Hauptstreitsachen der Aufklärung entzifferbar: die Krise der Zweckursachen. Diese hatte nicht nur das teleologische Denken desavouiert, wie es, etwa in Gestalt der Physikotheologie, die optimistische Frühaufklärung geprägt hatte. Mit ihr wird zudem *die* hergebrachte Kategorie fragwürdig, Artefakte zu denken. Während sich lebens-weltlich die Dinge vermehren, finden sie im philosophischen Diskurs kaum mehr eine angemessene Repräsentanz: die kritische Philosophie und erst recht der Idealismus lösen sie auf in Konstitutionen und Konstruktionen. Vor diesem Hintergrund wird auch der Ut-pictura-poesis-Streit als eine Auseinandersetzung über die mögliche oder unmögliche Integration sperriger Gegenständlichkeit in den poetischen Prozess lesbar. Und muss man nicht auch die Subjektivierung der Ästhetik (bei Kant und Schiller und darüber hinaus) als anthropozentrische Reaktion auf die Unzuhandenheit des Gegenständlichen begreifen?

4. Schönheit und Bedeutung bei Johann Christian Günther und Barthold Heinrich Brockes

PD Dr. Lothar van Laak (Bielefeld)

03.10., 11.10 Uhr

Der lang dauernde und vielschichtige Prozess der ‚Transformation der Rhetorik‘ (D. Till) im 17. und 18. Jahrhundert und die Herausbildung der Ästhetik im 18. Jahrhundert bilden den Kontext für die Beschäftigung mit zwei Lyrikern der deutschen Frühaufklärung. Johann Chris-

tian Günthers frühe Leonoren-Gedichte und Barthold Heinrich Brockes' Naturlyrik (u.a. ‚Die durch Veränderung von Licht und Schatten sich vielfach verändernde Landschaften‘ und ‚Trost über mein Unvermögen‘) werden auf ihre rhetorischen Verfahren (Beschreibung, Stil, Wirkung) und ihre ästhetischen Aspekte (Wahrnehmung, Sinnlichkeit, Erfahrung) hin untersucht. Überprüft wird damit auch, ob erstens das res-verba-Verhältnis von beiden Dichtern noch ganz unter rhetorischen Bedingungen gedacht wird, und ob und wie sich zweitens schon neue Bedeutungskonzepte unter den Vorstellungen der Sinnlichkeit, der Schönheit, des Genusses und des „Irdischen Vergnügens“ herausbilden. Insbesondere diese Vorstellung des „Irdischen Vergnügens“ lässt sich mit einer Kontrastierung von Günther und Brockes in einer säkularen und einer religiösen Variante fassen. Ebenfalls in den Blick rücken eine am Gegenstand und eine an der Sprache orientierte Variante von Mimesis bzw. Darstellung. Diese Varianten sind exemplarisch für die weitere Entwicklung der Lyrik (Friedrich Gottlieb Klopstock) und ebenfalls bedeutsam für die philosophische Diskussion in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Alexander Gottlieb Baumgarten, Johann Gottfried Herder, Moses Mendelssohn).

5. **„Meine Vernunft ist ein Auge und keine Fackel“. Die sinnliche ‚Organisierung‘ der Erkenntnis in der Ästhetik des 18. Jahrhunderts und ihr Einfluss auf die aktuelle Kulturhermeneutik**

Prof. Dr. Stefan Greif (Kassel)

03.10., 11.50 Uhr

F. H. Jacobis Definition nur zu glaubender Wahrheiten fasst in den 1780er Jahren einen ästhetischen und aufklärungskritischen Diskurs zusammen, der bis heute als ‚naiver Realismus‘ missverstanden wird. Faktisch rüttelt Jacobi indes am Vernunftoptimismus der Aufklärung und widerspricht zugleich der Annahme, ‚Wahrheiten‘ seien zu beweisen und dies unabhängig von kultureller oder geographischer Herkunft. Jeder Erkenntnis geht insofern ein möglicherweise ‚sachliches‘ Interesse voraus. Doch selbst jene aufklärerischen Zielsetzungen, die im Horizont der Menschheit formuliert werden, handeln sich nach Jacobi den Vorwurf der Voreingenommenheit ein – ein Problem, auf das auch Georg Forster als einer der wenigen zeitgenössischen Gelehrten hinweist und dabei für sich in Anspruch nehmen darf, andere Kulturen aus eigener Anschauung zu kennen und daher auch um die Schwierigkeiten zu wissen, die eine sachliche Beschreibung des Fremden mit sich bringt. In der Auseinandersetzung mit Jacobi und im Vorgriff auf Schleiermacher entwirft Forster in der Folge eine ästhetische Hermeneutik, die sich im Wesentlichen dem Grundsatz verdankt, alles ‚Sachliche‘ bleibe der individuellen Vernunft fremd. Ob wissenschaftliches Objekt oder fremde Kultur: alle Anschauungssachen müssen also zunächst ‚versinnlicht‘ werden. Die Kulturhermeneutik des 20. Jahrhunderts wird diesen Gedanken aufgreifen und von einer ‚Kunst‘ des Fremdverstehens sprechen. Wie jedoch zu zeigen sein wird, begreifen insbes. Jacobi und Forster die ‚Sachen‘ des Verstehens als etwas Beliebiges. Dessen ‚unsachgemäße‘, allenfalls noch glaubwürdige Deutung bewährt sich im Vernunftdiskurs als das jeweils ästhetisch Komplementäre. Das ‚Realistische‘ erweist sich demgegenüber als naiv.

Sektion IV: Medialität der Sachen: Materialität der Kommunikation

Sektionsleitung: Dr. Stephan Kammer (Berlin/ Düsseldorf)

Ort: Kuratoriumszimmer, Hauptgebäude

Zeit: Samstag 02.10., 11.30 Uhr – Sonntag 03.10., 12.30 Uhr

Die Sachen der Aufklärung sind kommunizierte Sachen – und ihre Kommunikation beschränkt sich nicht auf die Verständigung und Belehrung über Semantiken, sondern hat immer auch materiale und performative Facetten. Im Laufe des 18. Jahrhunderts entwickeln sich deshalb auf der einen Seite Modelle und Theorien, die auf die (Möglichkeits-)Bedingungen der elementaren Kommunikationsvehikel reflektieren: Schriftlichkeit (Hand- und Druckschrift), Mündlichkeit und Bildlichkeit. Parallel dazu explodieren auf der anderen Seite geradezu die Gebrauchsmodalitäten dieser Vehikel. Zwar mag eine späte Selbstbeschreibung der Epoche als ‚tintenkleksendes Säkulum‘ sich ihrerseits schon polemischer Abgrenzung verdanken, in der Tat aber werden die Materialien der Kommunikation – beispielsweise in den umfänglichen Korrespondenzen sowie in der rasanten Entwicklung moderner Buch- und Medienkultur – unübersehbar. Doch auf die Domäne der Schriftlichkeit bleiben diese Entwicklungen nicht beschränkt. Von den Bühnen des Theaters und Musiktheaters über die Räumlichkeiten des Sammelns zwischen Wunderkammer und Antikensaal bis hin zur pädagogischen Praxis des Realienunterrichts: Alles kann zum Medium der aufklärerischen Sache werden.

1. Das Fragment als Sache (und Praxis) der Aufklärung

Dr. habil. Annette Graczyk (Halle/ Berlin)

02.10., 11.30 Uhr

1. Fragmente sammeln: Fragmente wurden in der Aufklärung von der Archäologie, der Geologie und Paläontologie sowie der Kulturgeschichte und Philologie gesammelt. Während Pompeji, Herculaneum und Paestum wieder entdeckt werden und zur steigenden Faszination an Ruinen beitragen, versuchen Gelehrte wie Herder, der fragmentarischen Überlieferung in der Schrift, etwa in altorientalischen Spruchsammlungen sowie in Sagen, auf die Spur zu kommen.

2. Über Fragmente reflektieren: Während die Überzeugungskraft von rationalistischen und kirchlichen Deduktionen schwindet, schult sich das kritische Bewusstsein am Problem des Fragments. Mit ihm wird auch die bisherige Episteme problematisch. Es entsteht ein neues Geschichtsbewusstsein, das die fragmentarisch überlieferten Zeugnisse als Zugänge zu den vorschriftlichen Kulturen der Menschheit ansieht. Fragmente und Trümmer sind zwar Zeugnisse, die aber zugleich Erkenntnisschranken bilden. Angesichts der unsicheren und mehrdeutigen Befunde werden Spekulationen über den Ursprung des Denkens und der Sprache angestellt.

3. Fragmente herstellen: Macpherson versucht, durch künstliche Fragmentarisierung seinem *Ossian* die Patina einer nordischen Antike zu verleihen. Herder wendet sich nicht nur einer „orientalischen Archäologie“ zu, sondern wird ebenfalls zu einem Fragmentaristen. Literarische Avantgardisten wie Sterne und Mercier kreieren das literarische Fragment. Sterne setzt absichtsvoll vermeintlich zufällige, bruchstückhafte Fundstücke als neuartiges Stilmittel ein. In Merciers *Tableau de Paris* verbindet sich das Fragment mit der Erfahrung einer partiell bereits modernen, urbanen Lebenswirklichkeit.

4. Fragment in der Rezeption: Sowohl die wissenschaftlichen als auch die literarischen Fragmente bewirken ein grundlegend neues Verhältnis zum Rezipienten. Fundstücke der Wissenschaft sind in der Regel nicht evident, sondern fordern von der Wissenschaft Erklärungen, die dem Urteil der Rezipienten standhalten müssen. Auch literarische Fragmente vermitteln keine

Gewissheiten, sondern wollen spielerisch die Imagination des Lesers anregen.

2. **Adrasteas Sammelwut. Herders Spätwerk zwischen Lesen und Auflesen**

Dr. Endre Hárs (H-Szeged)

02.10., 12.10 Uhr

Herders spätes Engagement in Sachen Aufklärung ist im Zeitschriften-Projekt *Adrastea* und den dieses umgebenden Schriften zur rückwirkenden Missionierung des 18. Jahrhunderts geraten, die bereits die Zeitgenossen zu folgenschweren kritischen Äußerungen veranlasste. Erst spät hat die Forschung damit begonnen, dem vielschichtigen Fragment des Vorhabens gerecht zu werden und Herders Konzept nachzuspüren. Die Rehabilitierung orientierte sich an der Kohärenz schaffenden Leistung von Nemesis-Adrastea als sittlich-moralischem Regulierungsprinzip; dieses sollte das Gleichgewicht des Vernunftmäßigen bzw. dessen natur- und kulturhistorischen Ratschen-Effekt sichern. Eine weitere Beobachtung war, dass Herders Zeitschrift auch eine medientheoretische Implikation des geschichtsphilosophischen Denkens zu Tage fördert: Da die Buchkultur die Humanität nicht unangetastet lässt, erfordert sie für das 18. Jahrhundert besondere Berücksichtigung. Hier knüpft der Tagungsbeitrag an, indem er das Augenmerk auf das scheinbar Beiläufige, auf Herders erhöhtes Schriften- und Materialbewusstsein richtet. Herders Anliegen, die Geschichte als Verschriftlichung von Geschichte zu konzipieren, nimmt hier, so die Hypothese, als antiquarisch-archivarisches Sammeln, leidenschaftliches Auflesen des historisch Erinnerungswürdigen, Erzählens- und Lesenswerten Gestalt an. Der – bereits im Festhalten der „Stimmen“ des überhistorischen „Chors“ der *Humanitätsbriefe* erkennbare – Wunsch nach Signifikanz richtet sich auf das Buch nicht nur als Seins- und Geschichtsmetapher, sondern nimmt es tatsächlich mit Büchern auf. Herders Interesse am schriftstellerischen, verlegerischen, bibliothekarischen, nicht zuletzt lesenden Zugang zur Geschichte schlägt sich in der vielfach geäußerten Freude des Herausgebers/Verfassers der *Adrastea*-Beiträge nieder, über Bücher, Briefe, Memoires, Autornamen etc. zu verfügen. Dabei zeigt sich, dass das Kaprizieren auf das Medium das Vorbildliche, ja die Wahrheit selbst zu verdrängen im Stande ist: Es sei gut genug, dass es die Aufklärung zu Beiträgen als Beitrag des Jahrhunderts zur Humanität gebracht hat. Denn Schriften sind auch in ihrer historischen Positivität, in Einbänden und auf Regalen des Archivs des Humanen zu haben. Herders unter-schwellige Bibliophilie hinterlässt Textspuren, deren Sammeln einer Relektüre des Spätwerks als eines nicht zu unterschätzenden Sammeluriums gleichkommt.

3. **Lehrbücher für Mathematik um 1800 zwischen formalen und real-lebensweltlichen Bildungsansprüchen**

Kerrin Klinger, Dipl. Künstlerin, M.A. (Jena)

02.10., 15.00 Uhr

Der Vortrag geht der Frage nach, inwiefern sich zeitgenössische Bildungsansprüche in den Mathematiklehrbüchern widerspiegeln, die zwischen 1770 und 1830 an Weimarer Schulen verwendeten wurden. Ende des 18. Jahrhunderts nahm man im Herzogtum Sachsen-Weimar und Eisenach verstärkt von staatlicher Seite Einfluss auf das Schulwesen. Die Bemühungen zur Durchsetzung der allgemeinen Schulpflicht und die wachsende Zahl von Schülern machten es notwendig, das Schulwesen neu zu ordnen. Man reorganisierte in Weimar bereits bestehende öffentliche Schulen wie das Gymnasium, gründete eine Bürgerschule und versuchte, das Landschulwesen auszubauen. Vorbereitet wurden diese Maßnahmen durch eine Expertenkommission, die unter Berücksichtigung der aktuellen pädagogischen Literatur eine Empfehlung zur Systematisierung des Schulwesens vorlegte. Dies machte auch eine Verständigung über die Lehrinhalte und -methoden erforderlich, wobei neben den Sprachen die Mathematik eine Sonderrolle einnahm. Dabei vollzog sich ein Bedeutungswandel: Galt Herder die Mathe-

matik, insbesondere die Geometrie, noch in den 1780er Jahren vornehmlich als Mittel einer formalen Geistesbildung, das das logische Denken schulen sollte, so war man zu Beginn des 19. Jahrhunderts überzeugt, dass ein stärkerer Anwendungsbezug nicht nur den Unterricht interessanter gestalten, sondern hinsichtlich einer Realbildung auch für das praktische Leben nützlicher sei. Die Lehrbücher für Mathematik standen somit vor der Aufgabe, die Schüler in die abstrakte Wissenschaft einzuführen und sie auf ihren zukünftigen Berufsstand vorzubereiten. Hier spielt die Kombination von Texten und Bildern eine wichtige Rolle, denn durch ihr Zusammenspiel lassen sich komplexe Sachverhalte darstellen und mittels bebildeter Anwendungsbeispiele der Praxisbezug herstellen. Zudem wandelte sich der Gebrauchsmodus der verwendeten Mathematiklehrbücher als pädagogische Kommunikationsmittel, da sie nun verstärkt direkt an die Schüler und weniger an den Lehrer adressiert werden. Sie verweisen somit nicht nur exemplarisch auf eine Anwendungsorientierung in der Vermittlung wissenschaftlicher Zusammenhänge, sondern tragen auch im Sinne der Aufklärung den real-lebensweltlichen Ausbildungsbedürfnissen breiterer Bevölkerungsschichten Rechnung.

4. **Relationen von Dingen und Praktiken auf den Bildtafeln der *Encyclopédie***

Dr. des. Silke Förschler (Halle)

02.10., 15.40 Uhr

Die 17 Textbände der *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des Sciences, des Arts et des Métiers, par une société de gens de lettres* erscheinen im Zeitraum von 1751 bis 1772. Die elf Tafelbände des enzyklopädischen Großprojekts werden zeitlich versetzt zwischen 1762 und 1777 publiziert. Die über 3000 Tafeln lassen sich grob drei Themenbereichen zurechnen: Freie Künste, Naturwissenschaften und handwerkliche Produktionsverfahren. Die Abbildungen zeigen so unterschiedliche Dinge wie antike Bauwerke, Mosaiktechniken, anatomische Schnitte durch den Körper und chemische Experimente sowie das Korbflechten und die Stahl- und Eisenerzeugung. Die *Encyclopédie* soll ein methodisches Sachwörterbuch der Wissenschaft, Künste und Gewerbe sein und die allgemeinen Prinzipien von Wissenschaft und Künsten verdeutlichen. Insbesondere bestehe das Programm der *Encyclopédie*, so Jean le Rond d'Alembert in der Einleitung, in der Verdeutlichung des Aufbaus von menschlichem Wissen. Die Darstellung beansprucht, nach d'Alembert, also nicht nur, sämtliche Bereiche menschlichen Wissens zu erfassen und zu repräsentieren, sondern zudem ihre Strukturen und Funktionsweisen offen zu legen. Der Vortrag nimmt vor diesem Hintergrund die Bildtafeln der *Encyclopédie* in den Blick. Auf ihnen lässt sich durchgehend, jedoch auf unterschiedliche Art und Weise repräsentiert, menschliche Präsenz feststellen. So sind beispielsweise Betrachter Teil von Landschaftsdarstellungen, es finden sich Hände, die anatomische Schnitte vornehmen, sowie Tätigkeiten, wie Sticken oder Angeln, die von menschlichen Figuren ausgeführt werden. Die Natur- und Kulturgegenstände werden durch diese Darstellung an Betrachtende, Demonstrierende und Ausführende gebunden. Der Gebrauch der Sachen durch unterschiedliche Akteure wird auf diese Weise hervorgehoben. Im Fokus des Vortrags stehen die Wechselbeziehungen zwischen dem Anspruch der *Encyclopédie*, einerseits anhand der Einzeldinge die Prinzipien von Künsten und Wissenschaft deutlich zu machen und andererseits der Darstellungsweise der Tafeln, die menschliche Tätigkeiten und angewandte Techniken in den Mittelpunkt stellen und damit das existierende Wissen als nützliches Gebrauchswissen charakterisieren.

5. **Vom Buch als Schaukasten: Die Holzbibliothek von Carl Schildbach**

PD Dr. Sibylle Benninghoff-Lühl (Hamburg)

02.10., 16.40 Uhr

Mein Beitrag setzt sich mit der Materialität von Holzbüchern des 18. Jahrhunderts auseinander, wie sie paradigmatisch an der Holzbibliothek von Carl Schildbach („Beschreibung einer

Holzbibliothek nach selbstgewähltem Plan“ (Kassel 1788) diskutiert werden kann. Holzbücher sollten den Leser über die Eigenart und den forstwirtschaftlichen Nutzen von Bäumen aufklären. Sie beinhalteten neben handschriftlichen Informationen konkrete Elemente des Baums, wie etwa aus Papier oder Wachs nachgebildete Zweige und Früchte, herbarisierte Blätter aber auch präparierte Insekten. Der Rahmen bestand aus demjenigen Holz, welches das Buch beschrieb, der Buchrücken aus der jeweiligen Rinde mit dem Namen des Baumes. Zusammengefasst zu Bibliotheken stellten die Holzbücher einen ganzen Wald als Naturaliensammlung vor: „Jeder Baum ein Buch.“ Es waren kleine aufklappbare Naturalienkabinette – eben in Buchform –, die noch heute in einigen Museen (u.a. Kassel und Ebersberg) bestaunt werden können. Welches mediale Anliegen verfolgten die Auftraggeber und Hersteller? Und wie lässt sich aus heutiger Sicht das Lesen der Holzbücher zwischen Versachlichung („nur ein Stück Holz“) und Beschaulichkeit bzw. Eingenommen-Sein durch ein faszinierendes Material beschreiben? Ausgehend von der Beschaffenheit der Holzbücher sowie ihrer Organisation zu Bibliotheken (Xylotheiken/ Xylarien) gehe ich auf das Verhältnis der ausgestellten „nature morte“ zur Schrift und Beschreibung sowie zu der besonderen Weise der Betrachtung ein. Dieses Betrachten ähnelt eher einem Schauen. Die Bücher sind eher Schaufenster als Lesebücher. Sie fordern über die Anordnung ihres Materials zu einem kontemplativen Verweilen, Suchen und Entdecken heraus. Ähnlich wie beim musealen Schaukasten spielt dabei das Angesprochen-Sein sowie das Erfassen auf einen Blick eine Rolle. Dieser Blick tritt mit den dargestellten und arrangierten Naturalien in eine Art virtuelles Zwiegespräch. Entgegen einer Tendenz zur Versachlichung wird man förmlich zum Schauen eingeladen, wie auf einem Spaziergang durch die freie Natur – einem Augenspaziergang.

6. **Deponieren und Exponieren im Sammlungsraum: Gleims Sammlungen als Zentrum der geselligen und literarischen Kommunikation**

Dr. Diana Stört (Tübingen/ Halberstadt)

02.10., 17.20 Uhr

Private Sammlungen als Orte des wissenschaftlichen und geselligen Austauschs besaßen im aufklärerischen Kommunikationsprozess eine nicht unwesentliche Bedeutung: vor allem durch das mündliche und schriftliche Gespräch über Sammlungsobjekte entwickelten sich zahlreiche Aspekte prägender ästhetischer und wissenschaftlicher Debatten des 18. Jahrhunderts. Gleichzeitig manifestierten sich mit der Öffnung von Sammlungsräumen für das Publikum der Gelehrtenrepublik soziokulturelle Phänomene der Aufklärung: die Entwicklung neuer Formen von Geselligkeit und Öffentlichkeit. Mithin sind Sammlungsobjekte hochgradig aufschlussreiche ‚Sachen‘ der Aufklärung. Dem Autor Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719-1803) ist die fast vollständige Überlieferung einer der größten bürgerlichen Privatsammlungen dieser Zeit zu verdanken. Das Sammlungsensemble umfasste eine bedeutende Bibliothek, ein Korrespondenzarchiv, Manuskripte von Literaten der Zeit, eine Sammlung freundschaftlicher Andenken bedeutender Zeitgenossen und nicht zuletzt eine umfangreiche Kunstsammlung, deren Herzstück eine Porträtgalerie von populären zeitgenössischen Persönlichkeiten aus der Literatur- und Kulturlandschaft des 18. Jahrhunderts bildet. Der Sektionsbeitrag diskutiert Gleims Rolle als Protagonist innerhalb der realienbezogenen Informations- und Geselligkeitspraxis des 18. Jahrhunderts. Dem Sammler war nicht nur die eigene intellektuelle Beschäftigung mit den Objekten ein Bedürfnis – Gespräch, Musenverehrung und der offene literarisch-gesellige Austausch, in dem Sammlungsobjekte einen Bezugspunkt bildeten, standen für ihn im Vordergrund. Für eine solche kommunikationsbezogene Sammlungspraxis war insbesondere das performative Arrangement der Objekte von großer Bedeutung. Mittels einer Rekonstruktion der räumlichen Disposition der Sammlung sollen daher Gleims Strategien des Deponierens und Exponierens untersucht werden. An der Einrichtung von Sammlungsräumen und dem darin vorgehenden Geschehen lassen sich wesentliche Gesetzmäßigkeiten des Zusammenspiels

von Sammlungspraxis und geselliger und wissenschaftlicher Kommunikation ablesen. Welche Rolle spielten Ordnungssysteme? Wie präsentierte er die Objekte? Auf welche Art bezog Gleim die Objekte in die Kommunikation ein? Die so gewonnenen Einblicke in die Interaktion zwischen Sammler, Objekten und Besuchern sollen zeigen, wie eng der Kommunikationsprozess der Aufklärung tatsächlich an materielle ‚Sachen‘ gebunden sein konnte.

7. **Reliquie, Fetisch und das ICH. Visuelle „Abgötterey“ und epistolare „Heiligthümer“ in Privatkorrespondenzen des 18. Jahrhunderts**

Inka Kording, M.A. (Flein)

03.10., 10.30 Uhr

Bilder und Briefe konstituieren innerhalb kommunikativer Verkehrsformen des 18. Jahrhunderts Substitute faktischer Anwesenheit. Sie überbrücken die topografische Distanz zum Freund, Geliebten oder Gesprächspartner und generieren eine fiktive Nähe, die erinnerungsstiftend wirkt. Dabei generieren diese Stellvertreter jedoch keine – fiktive – Anwesenheit des topografisch abwesenden Ich im Sinne einer konkreten Erinnerung an die ‚faktische‘ Individualität des entfernten Kommunikationspartners, sondern stellen in ihrem artefaktalen Charakter sowohl die emergente Abwesenheit eben jenes Ich als auch die vielfältigsten Überschreibungsmöglichkeiten dieser Abwesenheit aus. Transkriptionen, die Bilder in Reliquien der Anbetung verwandeln, indem der Empfänger visuelle „Abgötterey“ betreibt oder Handschriften zu epistolaren „Heiligthümern“ erklärt, und der nächste Schritt einer Fetischisierung jener Reliquien stellen einen Sonderfall der inszenatorischen Authentifizierung medialer Kommunikation dar. Denn epistolare Kommunikation steht im Kontext aufklärerischer und aufgeklärter Individualisierung, wie sie der Tugendkanon des 18. Jahrhunderts fordert. Das triadische epistolare Subjekt als entwerfendes, entworfenes und zu entwerfendes Ich findet sich im Spannungsfeld einer diversifizierten Performanz des Ich angesichts der vielfältigen Substituierungsformen von Anwesenheit und Abwesenheit, von Körper und Seele, von Begehren und Empfinden bzw. Empfindsamkeit, von Authentizität und Inszenierung massiver Kontingenzerfahrung und der zunehmenden Brüchigkeit von Autonomie und ‚Wahrhaftigkeit‘ ausgesetzt. Briefe und Bilder fungieren auf diesem Hintergrund nicht nur als topografische Erinnerungsbrücken, sondern zementieren und unterlaufen gleichzeitig den Selbst- und Fremdentwurf des epistolaren Ich.

In diesem Spannungsfeld zwischen Individualisierung und Kontingenzerfahrung haben Bilder und Briefe einerseits eine affirmative Funktion, indem sie als explizite Reliquien den status quo des Individuums und der Beziehung innerhalb der Korrespondenzpartner immer wieder neu bestätigen. Als implizite Fetische jedoch beschwören sie die Macht, den status quo nicht nur zu bestätigen, sondern auch zu erhalten, womit ihnen apotropäische Funktion zukommt. Damit transportieren diese Fetische nicht nur die Erinnerungen substituierter Emotionen (Begehren – Empfinden / Authentizität – Inszenierung / Sicherheit – Kontingenz...), sondern stellen in der Überschreibung des Signifikats auch Depots vergessener Erinnerungen dar.

8. **Musik zwischen Wahrheit und Wissenschaft. Zur einer Epistemologie des Existentiellen als Vorstufe zu einer Ästhetik der Musik**

Dr. Karsten Mackensen (Halle)

03.10., 11.10 Uhr

Wie kaum eine andere Kunst ist die Musik aufklärerischem Denken zugleich verdächtig und faszinierend. Nicht zufällig ist es diese Disziplin, die einer Versprachlichung und rationalisierenden Bändigung sich am konsequentesten entzieht, in der empiristisch orientierte Erkenntniskonzeptionen – die epistemologische Hauptströmung des 18. Jahrhunderts – schärfsten Angriffen durch mathematisch-musiktheoretische Logiken ausgesetzt bleiben. Die körperlich

erfahrbare, materiale Wirksamkeit des Gegenstandes, die in wissenschaftlicher Systematisierung und Regelmäßigkeit nicht befriedigend zu erfassen ist, prädestiniert ihn eigentlich für eine wahrnehmungsorientierte Zugangsweise; mit der theoretischen Formulierung allgemeingültiger Regeln hierfür aber tun sich die Musikgelehrten schwer. Mit der Krise des Systemdenkens in der Mitte des 18. Jahrhunderts wird endgültig die Einheit eines wissenschaftlich-rationalen Musikbegriffs und damit die ohnehin prekäre Begründung von Musik aus arithmetischen oder geometrischen Modellen eines *numerus sonorus* brüchig. Der Vortrag fragt nach dem solcherart notwendig werdenden epistemologischen Äquivalent zu einer in wissenschaftlichen Prinzipien beruhenden Wahrheit. Da, wo schon im frühen 18. Jahrhundert empiristische Theoreme Eingang in die Musiktheorie finden, kommt es um 1750 zur Skizzierung einer neuen Form ästhetischer Erkenntnis, die (in Anlehnung an Panajotis Kondylis) als existentielle Erkenntnis bezeichnet werden kann. Die Unmittelbarkeit dieser Form des Wissens rekurriert in zweifacher Hinsicht auf die Materialität ihres Gegenstands, wie am Beispiel des Spätwerks des Hamburger Aufklärers, englischen Gesandtschaftssekretärs und Musiktheoretikers Johann Mattheson gezeigt werden kann: Unter Einfluss eklektischer, christlich-pyrrhonistischer und lutherisch-exegetischer Strömungen entwickelt dieser ein Konzept unmittelbarer Emergenz von Musik aus biblischer Sprache. Zentral ist dabei die gleichsam haptische, nicht intellektuelle, ästhetische Gegenwärtigkeit des biblischen Texts, die in einem anderen Medium entfaltet wird, und die klingende Realität der Musik, die ästhetische Präsenz auf zwei Stufen erfährt: in der Vorstellungskraft und im Niederschlag in der Textgestalt. Der Vortrag wendet sich dieser spezifischen Form existentieller Erkenntnis im Kontext von Kunst und Glauben zu und interpretiert sie als Vorstufe einer eigentlichen Musikästhetik.

9. Falten und Früchte – Die Materialisierung der Grazie bei Chardin und Boucher

Prof. Dr. Julia Gelshorn (Wien)

03.10., 11.50 Uhr

Der Vortrag widmet sich zwei so unterschiedlichen Künstlern wie Jean Siméon Chardin und François Boucher und möchte zeigen, wie die Materialität ihrer Gemälde und der in ihnen dargestellten ‚Sachen‘ zum Kommunikationsmittel des performativen Ideals der Grazie wird. Während Boucher als „Maler der Grazie“ schlechthin galt, verurteilte der Kunstkritiker und Philosoph Denis Diderot seine Malerei als „unwahr“ und ernannte stattdessen Chardin zum „Maler der Wahrheit“. Wenn auch die beiden Künstler demnach einen je unterschiedlichen Kunstgeschmack und entsprechende Ideale bedienten, lassen sich doch die reiche Textur der Gemälde und das Interesse für die Stofflichkeit der dargestellten ‚Sachen‘ vor dem Hintergrund sensualistischer und materialistischer Theorie vergleichen. Ich möchte argumentieren, dass sich Bouchers Grazie aus einer sinnlich-erotischen Taktilität der Falten, Stoffe und Gegenstände entwickelt, während Chardins *grâce d'expression* (Diderot) auf das aufklärerische Ideal einer physischen und psychischen *sensibilité* reagiert, die er den Dingen im Sinne Etienne Bonnot de Condillacs als eine „Kraft“ einschreibt und die sich als gefühlter „Eindruck“ in einem passiven Gegenüber niederschlägt. Das Ideal der Schönheit, die sich vorrangig an den Gesichtssinn wendet, wird dabei durch eine Erfahrung des ‚Gefühls‘ übertroffen, das sich im *je ne sais quoi* der Grazie übermittelt.

Während Grazie demnach bei Boucher einer erotischen Körperlichkeit von Farbe und Formen eingeschrieben wird, entsteht sie bei Chardin vielmehr aus dem ‚einfachen‘ und ‚wahrhaftigen‘ Ausdruck der Dinge und ihrer ‚natürlichen‘ Handhabung. Insofern manifestiert sich in der je unterschiedlich semantisierten Materialität der Dinge auch der Übergang von einem Verständnis der Grazie als einem galant-erotischen zu einem moralisch-empfindsamen Ideal.

Sektion V: Schöne Sachen: Deutung und Bedeutung der Künste und ihrer Geschichte

Sektionsleitung: Prof. Dr. Joachim Jacob (Gießen)

Ort: Russland-Zimmer

Zeit: Samstag 02.10., 12.10 Uhr – Sonntag 03.10., 11.50 Uhr

Während die Kunst in den vorangegangenen Jahrhunderten um ihrer Bedeutung willen geachtet wurde, ist das 18. Jahrhundert vordringlich an ihrer Sinnlichkeit interessiert. Winckelmann entdeckt die griechischen Plastiken in ihrer Dinglichkeit neu. Dabei bedient er sich zwar des traditionellen Begriffs der Allegorie, bereitet aber – von der Sache her – den Boden für jenen Paradigmenwechsel, der am Ende des 18. Jahrhunderts auf den Begriff des Symbols gebracht wird. Ob über den Leisten der Allegorie geschlagen oder an der Elle des Symbols gemessen, von nun an bestimmt die Sinnlichkeit das Leistungsprofil der Bildenden Kunst und der Literatur. Bedeutung wird nicht mehr als etwas verstanden, das den Sachen von außen angetragen wird, indem man die entsprechenden Regeln beachtet, Aufklärung instrumentalisiert. Es geht um nicht weniger als eine gesellschaftliche ‚Elektrisierung‘ durch etwas, das bisher noch gar nicht bestimmt oder nur nach äußeren Kriterien geordnet wurde. Interessant werden freilich gerade die Ausnahmen, in denen sich die Empirie nicht den Theoremen fügen möchte.

1. „*Une manie epidemique des portraits*“. Zum Diskurs um die Bildniskultur im ausgehenden Ancien Régime

Prof. Dr. Martin Schieder (Leipzig)

02.10., 12.10 Uhr

Das ausgehende Ancien Régime erlebt einen dramatischen Wandel seiner Gesellschaft. Neue Schichten und Eliten drängen nach oben – die *nouveaux riches* und die *gens de lettres*, die Frauen und die Künstler –, während die Etablierten um ihren Stand und Privilegien fürchten. Mit dem sozialen Aufstieg wächst der Wunsch nach Repräsentation und Distinktion, der sich in der Flut der Portraits von *parvenus* und *no names*, von Stars und Sternchen widerspiegelt, die den Salon überschwemmt. Diese Entwicklung löst in den 1750/60er Jahren eine heftige Debatte der Kunstkritik aus, die eine Diktatur vor allem der weiblichen Klientel beklagt, weil sie von den Künstlern fordere, sie so darzustellen, „wie sie in ihrem Spiegel aussehen *möchte*“. Angesichts der überschminkten Schönheiten in lächerlichen Posen glaubt Cochin, von einer „nation de fous“ umgeben zu sein, während La Font de Yenne kritisiert, dass das Bildnis „un spectacle nécessaire à chaque Français“ bedeute, und mit Grimm einen Katalog der portraitwürdigen Personen fordert. Aus Kritik entsteht ein wachsendes kunsttheoretisches Interesse an einer Bildgattung, die im akademischen Verständnis unter der Historie steht. Doch nun setzen ein tiefgreifender Wandel und eine Differenzierung im ästhetischen Diskurs ein: Als wichtigste Aufgaben des Portraits werden nicht mehr die durch die *attitude* vermittelte Repräsentation von Stand und Status und die Mimesis (*ressemblance*) angesehen. Das Portrait soll nun insbesondere „l’air naturel“ und den „caractère distinctif“ des Dargestellten vermitteln (Encyclopédie). Seine Bedeutung erklärt sich auch durch seine kreative Mimesis und den ästhetischen Wert, den erst die „postérité“ ihm zumessen wird (Cochin).

In dem Beitrag soll einerseits ein gezeigt werden, wie sich nach der Jahrhundertmitte ein Diskurs über das Portrait entwickelt, der die *gesellschaftliche* Entwicklungen kritisch reflektiert, und andererseits eine *ästhetische* Debatte geführt wird, welche mit den akademischen Vorstellungen zu Form und Funktion des Portraits bricht.

2. **Der Künstler als zentrale Randfigur. Daniel Chodowieckis *Cabinet d'un peintre***

Martin Kirves, M. A. (Basel)

02.10., 15.00 Uhr

Im Vergleich mit jenem Bild, das Chodowiecki zum künstlerischen Durchbruch verholfen hatte, dem *Abschied des Calas von seiner Familie* (1765), gebärdet sich die auf dem *Cabinet d'un peintre* (1771) dargestellte Szenerie geradewegs unauffällig. Und dennoch handelt es sich auch hier um ein bildlich formuliertes Manifest, das allerdings nicht in erster Linie auf die Moral, sondern auf die Kunst zugespitzt ist. Nicht zuletzt diese den dargestellten Personen übergeordnete Bedeutungsebene mag zum großen Absatz der Radierung geführt haben. Die das genreartige Gruppenporträt transzendierende Selbstthematisierung der Kunst wird forciert, indem sich das *Cabinet d'un peintre* in die mit dem Sujet *Lukas malt die Madonna* anhebende Traditionslinie von Bildern einreihet, welche sich auf der Darstellungsebene als von einem Künstler geschaffene Werke ausweisen. Im Vortrag soll zunächst aufgezeigt werden, inwiefern dieses die Kunst wie den Künstler legitimierende Sujet im 18. Jahrhundert eine charakteristische Neufassung erhält, um dann seine programmatische Zuspitzung anhand einer Analyse der kunsttheoretischen Implikationen von Chodowieckis *Cabinet d'un peintre* herauszuarbeiten. Dabei ist die These leitend, dass das spezifische Verhältnis des Künstlers zum Darstellungsgegenstand zur ‚Sache der Kunst‘ erhoben wird, wobei der Darstellungsgegenstand seinerseits durch ‚Kunstsa-chen‘ gebildet wird. Aus diesem Wechselverhältnis ergibt sich für den Künstler innerhalb der ‚Sache der Aufklärung‘ die näher zu erläuternde, charakteristische Position der ‚peripheren Mitte‘.

3. **Bilder von Gottes Wort - Illustrierte Bibeln der Aufklärung**

Dr. des. Saskia Pütz (Hamburg)

02.10., 15.40 Uhr

Illustrierte Bibeln stehen heute in der Tradition von textnahen Darstellungen des biblischen Geschehens. Diese wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit einer Vielzahl neuer Bilderbibeln für den Schul- und Hausgebrauch geprägt. Demgegenüber gab es im 18. Jahrhundert eine Reihe von Bibeln, die weitere Zielsetzungen verfolgten. Die darin enthaltenen Darstellungen dienten nicht ausschließlich der Illustration des Textes, sondern in einem viel weiteren Sinne der Anschauung und dem Verständnis des Bibeltextes sowie der Kommentare. Entsprechend enthalten diese Bibeln neben Darstellungen der biblischen Ereignisse auch historische Karten, naturkundliche Tafeln, Heldendarstellungen, emblemartige Zeichen, Merkverse usw. An unterschiedlichen illustrierten Bibeln der Aufklärung wird die Frage untersucht, welche religiösen, weltanschaulichen und ästhetischen Vorstellungen in den jeweiligen Bildern und Gestaltungskonzepten transformiert werden. In den Bilderbibeln der Aufklärung verbinden sich pädagogische Ansprüche mit einem religiösen und gleichzeitig aufgeklärten Weltbild und dessen ästhetischer Umsetzung. Die Ambition einer breitenwirksamen, öffentlichen Aufklärung in religiöser und moralischer Hinsicht trifft in diesem Medium auf eine Visualisierung der Natur- und Textoffenbarung sowie dessen künstlerische Ausarbeitung. Der Beitrag untersucht, wie diese komplexen und vielfältigen Ansprüche im Bild verhandelt werden. Den Bibeln kommt dabei eine Vermittlerrolle zwischen überlieferter Religiosität, psychologischer wie moralischer Bildung und rationaler Wissenschaft zu. Dabei spielen die Funktionen dieser Schriften eine wesentliche Rolle, um die Stellung der Bilder zwischen rationaler Aufklärung und Religion interpretieren zu können. Wo lassen sich innovative Konzepte feststellen? Inwiefern beinhalten sie eine Kritik an herkömmlichen Formen der Religiosität und ihrer didaktischen Vermittlung? Unter besonderer Berücksichtigung des Mediums Druckgraphik werden die illustrierten Bibeln im Spannungsfeld divergierender Interessen von Auftraggebern, Künstlern und Verlegern betrachtet. Inwiefern schufen diese „Sachen der Aufklärung“ auch in ikonographi-

scher Hinsicht in Abgrenzung oder auch Transformation von überlieferten Traditionen neue Bildlösungen, um die Bibelillustrationen den veränderten Bedürfnissen anzupassen?

4. **Vor Augen führen. Text-Bild-Konstellation in Winckelmanns *Monumenti antichi inediti***

Prof. Dr. Gabriella Catalano (I-Rom)

02.10., 16.40 Uhr

Nicht viel ist bis jetzt über die Illustrationen in Winckelmanns Werken geschrieben worden. Umstritten ist ihre Rolle, oft auch unterschätzt. Im Vergleich zu anderen Zeitgenossen wie Caylus oder Montfaucon ist ihre Präsenz sicherlich begrenzt. Trotzdem hat Winckelmann in seinen Werken Bilder verwendet und nicht zuletzt erläutert: Sie wurden in der *Geschichte der Kunst und Altertums* als „Zierde“ und „Beweis“ (wie Ernst Osterkamp hervorgehoben hat) konzipiert und realisiert. Vielsagend ist die Text-Bild-Konstellation in seinem immer noch wenig beachteten aber von Winckelmann als seinem „großen italienischen Werk“ bezeichneten *Monumenti antichi inediti*. Das reichlich illustrierte Buch, von dem Winckelmann eine gute Aufnahme vom Markt und von einem internationalen Publikum erwartete, zielte darauf, die Visualität der Werke in den Vordergrund zu stellen. Die Textstruktur der Prachtbände basiert auf den Reproduktionen, die ihrerseits die kritische Orientierung des Antiquars zu beweisen hatten. In seinem letzten Werk argumentieren die Bilder in Zusammenhang mit dem Text den neuen Blick auf die Materialität der Dinge, die nicht mehr von dem kunstgeschichtlichen Diskurs zu trennen war. Jeweils ist der Dialog von Bild und Text anders moduliert: Das Bild exponiert den Textinhalt oder nimmt seine argumentative Progression wieder auf, es gilt als Hinweis auf einen theoretischen Aspekt oder veranschaulicht den methodischen Vorgang. Eine Variation, die nicht zuletzt die variierte Darstellungsweise der Kupferstiche entspricht. Insgesamt bringen die Bilder dank auch der neugewonnenen allegorischen Sichtweise die Funktion von Urbildern zum Ausdruck. Sie werden zu Erinnerungsstücken, welche die Semantik der Gegenstände und den Sinn der Quellen ausstellen. Durch die bildliche Darstellung und die Verbalisierung ihres Sinngehalts wird die Musealisierung antiker Kunstwerke suggeriert. Der kommunikative Kontext einer Publikation verwandelt sich in einen Erinnerungsraum, in dem mit dem schriftlich und bildlich fixierten experimentiert wird.

5. **Ästhetische Wahrnehmungen im Spannungsfeld zwischen Text und Bild. Diderot – Goethe – Kauffmann**

Prof. Dr. Annette Simonis (Gießen)

02.10., 17.20 Uhr

Der Beitrag behandelt die konstitutive Rolle der ästhetischen Wahrnehmung von Text und Bild-Relationen am Beispiel von Diderot, Goethe und Kauffmann. Dabei soll gezeigt werden, inwiefern die Aspekte der ‚Verkörperung‘ und unmittelbar-sinnlichen Präsenz, mithin die Materialität textueller und bildhaft-visueller Zeichen für die genannten Autoren bzw. die Künstlerin Schlüsselmomente der Kunstreflexion darstellen. Mit Diderots „Essay Sur la Peinture“ (1765) und seinen Kunstkritiken (1763 ff.) erhält die Ästhetikdiskussion der Aufklärung in dieser Hinsicht wichtige und innovative Impulse. Zudem nimmt Diderot auch im Blick auf die Brücke zwischen Bildender Kunst und Theater eine zentrale Vermittlungsfunktion wahr (vgl. auch „Le paradoxe sur le comédien“ / „Das Paradox des Schauspielers“), die Goethes Interesse an Diderot mitgeprägt hat. Der skizzierte Zusammenhang lässt sich weiter verfolgen anhand von Goethes künstlerischem Dialog mit der Malerin Angelika Kauffmann. Goethes in der Italienischen Reise überlieferte Reaktionen auf Kauffmanns kleine Skizze zur Iphigenie sind in doppelter Hinsicht aufschlussreich. Sie bestätigen nicht nur die geschickte Umsetzung eines dramatischen Höhepunkts ins Medium des Bildes und die künstlerische Qualität der

Umsetzung, sondern sie erweitern auch die zeitgenössische Konzeption der Zeitdimension des Bildmediums. Goethe notiert im Blick auf die Zeichnung zustimmend: „Angelika hat aus meiner ‚Iphigenie‘ ein Bild zu malen unternommen. Den Moment, da sich Orest in der Nähe der Schwester und des Freundes wiederfindet. Das, was die drei Personen hintereinander sprechen, hat sie in eine gleichzeitige Gruppe gebracht und jene Worte in Gebärden verwandelt.“ Kaufmanns Umsetzung der Szene und Goethes Kommentar lassen sich als vorsichtige, implizite Kritik an der Zeitdiskussion in Lessings Laokoon lesen. Durch die geschickte Überlagerung dessen, was im Stück eigentlich ein Ensemble aus zeitversetzten Wahrnehmungen bzw. Handlungen ist, in einer einzigen komplexen Bildkomposition erweist sich die Zeichnung als mehr denn nur eine augenblickshafte Momentaufnahme und bringt zudem die zugrunde liegenden Relationen zwischen den Dramatis Personae und die latente Problematik zum Ausdruck.

6. ***Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen – Materialität und Sinnlichkeit deutscher Verssprache in der Epoche der Aufklärung***

PD Dr. Jürgen Brokoff (Bonn)

03.10., 10.30 Uhr

„Leicht beieinander wohnen die Gedanken, / Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen“ – mit diesen Worten klärt Wallenstein in Schillers gleichnamigem Drama den Idealisten Max Piccolomini über das in der Welt vorherrschende Realitätsprinzip auf. Schillers Satz über die sich hart im Raum stoßenden Sachen lässt sich mit Blick auf die zurückliegende Epoche der Aufklärung auch poetologisch und materialästhetisch lesen: Die sich hart im Raum stoßenden „Sachen“ sind nichts anderes als die Wörter, die Sprache der Dichtung selbst, die sinnlich wahrnehmbar, d. h. fühl- und spürbar ist. Die materialästhetische Dimension der Verssprache, die auch bei Schiller selbst Berücksichtigung findet, soll im Vortrag anhand von exemplarischen Gedichten der Aufklärungsepoche aus dem Zeitraum von 1750 bis 1780 rekonstruiert werden. Im Kern geht es um die „harte Fügung“ (Norbert v. Hellingrath) des poetischen Wort- und Silbenmaterials (u. a. bei Klopstock), die den gedanklichen und bedeutungsmäßigen Zusammenhang des Textes in den Hintergrund treten lässt. Der Einbezug der Verstheorie des Spätaufklärers Karl Philipp Moritz macht deutlich, dass mit der „harten Fügung“ die Materialität und Sinnlichkeit der poetischen Verssprache aber keineswegs vollständig erfasst ist. Der „harten Fügung“ steht gleichberechtigt das Kompositionsprinzip einer sanften und anschnieg-samen Verssprache gegenüber.

7. ***Georg Forsters Architekturbeschreibungen vor dem Hintergrund der theoretischen Auseinandersetzung mit der Baukunst in der deutschen Spätaufklärung***

Kathrin Holzapfel (Kassel)

03.10., 11.10 Uhr

Gehört die Baukunst zu den eher beiläufigen Sachen der Aufklärung oder macht es sich die Aufklärung zur Sache, die Architektur kunsttheoretisch und ästhetisch aufzuwerten? Diese Fragen haben bis heute wenig Beachtung gefunden. Gleichwohl lässt sich an der Debatte über die Funktionalität von Gebäuden bzw. ihrer sinnlichen Wahrnehmung aufweisen, dass sich die Aufklärung mit dem Verhältnis zwischen dem Gebrauchswert der ‚Sachen‘ und deren Einfluss auf ‚Herz‘ und ‚Einbildungskraft‘ schwer getan hat. Um nämlich von der Baukunst als schöner Kunst sprechen zu können, muss vom ‚Verstand‘, welcher den Sachen in Form praktikabler Funktionalität einwohnt, gleichsam abgesehen werden. Wie das Beispiel von Georg Forsters Architektur- und Industriebeschreibungen aufzeigen soll, vollzieht sich mit der Neubewertung der Baukunst zugleich eine ‚Umbewertung der Dinge‘. Um sie ästhetisch vollenden zu können, muss ihr Anteil am Sachlichen ‚vergessen‘ bzw. kann beispielsweise nach Sulzer nur der Teil

der Baukunst betrachtet werden, an dem der Geschmack seinen Anteil hat. Forsters industrie-ästhetische Beschreibung des Herschelschen Teleskops zeigt jedoch, dass er in der sonst bemängelten Dominanz der Funktion eine eigene Ästhetik entdeckt, in der sich den wahrnehmenden Sinnen jene anrührende Schönheit erschließt, die auch dem Apparativen innewohnt. „Man hat Musik in dem Teleskop gemacht“ (Forster), postuliert Forster, als er die Leichtigkeit der Bewegung des kolossalen Geräts beschreibt. Indem er das Instrument wie ein Bauwerk wahrnimmt, ‚kultiviert‘ er es einerseits gemäß seiner „sinnlich-vernünftigen Anthropologie“ (J. Garber). Andererseits aber – und darin geht Forster aufklärungskritisch über die Verstandes- und Kategorienlogik der Aufklärung hinaus – vollendet er die apparative Sache sinnlich und ästhetisch zu einem individuell Schönen. Die ‚Sache an sich‘ dokumentiert ihm so die Künstlernatur im Menschen. Denn sinnlich-ästhetisch vollendete Apparate und Gebäude bezeugen ihm, dass der Mensch selbst im kruden Fortschritt sich nicht allein dem Praktischen verschreibt: Die ästhetisch wahrgenommene Sache, ihre „undinglichen Informationen“ (Flusser) avancieren vielmehr zu einer Sache der Aufklärung über die Sinnenlosigkeit der Aufklärung.

Sektion VI: Gedächtnis der Dinge: Materialität von Erinnerungsobjekten und Gedächtnismodellen

Sektionsleitung: Dr. Christiane Holm (Weimar/ Halle)

Ort: Englischer Saal, Haus 26

Zeit: Freitag 01.10., 11.30 Uhr – Samstag 02.10., 16.10 Uhr

Unter den Vorzeichen der Temporalisierung von Kommunikationsprozessen und mit einem gesteigerten Interesse für psychische Vorgänge arbeitet die Aufklärung am Umbau des rhetorisch gestützten, räumlichen Gedächtnismodells zur dynamisch konzipierten Erinnerung. Dabei rücken gerade deren Eigendynamiken wie partielle Amnesien oder eingebildete Erinnerungen ins Zentrum sensua-listischer oder seelenkundlicher Untersuchungen. Das bedeutet keinesfalls, dass räumlich-dingliche Zusammenhänge obsolet würden, vielmehr werden diese selbst mit einem Zeitindex versehen. Neue dingbasierte Memorialtechniken werden weniger in Theorien als in Kulturpraktiken erprobt und ausgehandelt, für deren Notation und Reflexion die Literatur eine zentrale Rolle übernimmt.

In den Blick genommen werden sollen erstens die Transformationen und Inventionen von Erinnerungsmedien der Aufklärung, etwa die politischen Medaillen oder intimen Zimmerdenkmäler, sowie ihre Beziehung zu Referenzphänomenen wie Fetisch, Reliquie, Trophäe. Zweitens ist nach den Formen und Formationen der mit ihnen verbundenen Erinnerungspraktiken zu fragen, nach den Gründungsszenen des Andenkens, z.B. im anakreontischen Freundschaftskult, sowie dem Verwahren und Zeigen von Erinnerungsstücken, z.B. bei Autographensammlungen.

1. Gelehrte Köpfe - Porträtprogramme europäischer Porzellanmanufakturen im Vergleich

PD Dr. Anett Lütteken (CH-Bern)

01.10., 11.30 Uhr

Die europäischen Porzellanmanufakturen des 18. Jahrhunderts bedienten einen stark expandierenden Markt. Aber nur in einigen der Produktionsstätten wurden neben den absatzsichernden und damit obligatorischen Tafelgeschirren auch geistesgeschichtlich ambitionierte Porträtprogramme entwickelt. Obwohl Porträts auf Geschirrtellen, Bildnisbüsten oder Reliefmedaillons in Biskuitporzellan zunächst vorwiegend hagiographischen Zwecken zu dienen hatten (vgl. z. B. A. Dawson: *The Art of Worcester Porcelain*, 2007, 154ff., die Teller und Tassen mit dem Ganzkörperporträt von Friedrich II. von Preussen von 1757), wurden parallel dazu recht bald auch erkennbar didaktisch angelegte Porträtprogramme entwickelt. Namentlich in den Manufakturen Wedgwood, Fürstenberg und Kilchberg-Schooren präsentierte man im Zeichen von Gedächtnis- und Freundschaftskultur antike Philosophen, aber eben auch manchen der Gelehrten und Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts. In Fürstenberg kam man so im späten 18. Jahrhundert auf die stolze Zahl von 140 Bildnissen in 320 Modellen (vgl. *Weißes Gold aus Fürstenberg, Braunschweig/Münster* 1988, 351-378), während man sich in Kilchberg unter der künstlerischen Ägide Salomon Gessners quantitativ eher zurückhaltend auf berühmte Zürcher Aufklärer wie Bodmer, Breitingen oder Lavater konzentrierte (vgl. hierzu: Franz Bösch: *Zürcher Porzellanmanufaktur 1763-1790: Porzellan und Fayence*. Zürich 2003, 2 Bde.). Im Beitrag sollen durch den Vergleich derartiger Programme, die ja stets auch auf den Absatz an interessierte und zahlungskräftige Zeitgenossen zielten, Erkenntnisse über nationale und supranationale Präferenzen gewonnen werden. Charakteristische Differenzen werden dabei ebenso zu untersuchen sein und – natürlich – deren offenkundig enger Konnex zu Kanonisierungsprozessen von Autoren oder Textsorten im Rahmen von grenzüberschreitenden Transfervorgängen. Warum also Vergil, Seneca und Homer in Fürstenberg ebenso für

porträtwürdig erachtet wurden wie Johann Georg Sulzer, Christian Fürchtegott Gellert und Johann Gottfried Herder, wird also zugleich als ein aussagekräftiges Indiz für ihre zeitgenössische Relevanz zu untersuchen sein. Wie mithin die ‚Sache‘ Gelehrtenporträt in Porzellan in verschiedenen europäischen Kontexten zu bewerten ist, soll im Zentrum des Beitrags stehen.

2. **Gelehrte Memorialkulturen und Erinnerungskartelle um 1700**

Sebastian Kühn (Berlin)

01.10., 12.10 Uhr

Dass Fontenelle nicht, wie üblich, einen *Éloge* auf den verstorbenen Pariser Botaniker Sebastian Vaillant (1669-1722) in der Pariser Académie des Sciences hielt, verweist auf die Umstrittenheit von gelehrten Memorialkulturen. Was auf den ersten Blick banal erscheinen mag – dass gelehrte Leistungen, wissenschaftliche Objekte und Entdeckungen mit Namen verbunden und so erinnert wurden – soll als Ausgangsfrage formuliert werden. Wozu diente es, die Sache und die Sachen der Aufklärung zu personalisieren? Pflanzen und Sterne wurden nach Gelehrten benannt; zu jedem Sammlungsstück wurden Geber und Erstentdecker notiert; Prioritätsstreitigkeiten gehörten gerade zum Signum der Epoche; man sammelte Briefe und Manuskripte, gab Werke heraus, berief sich immer wieder auf bestimmte Gelehrte; Stiftungen, Grabmäler und *Éloges* sollten den Nachruhm sichern – die Beispiele ließen sich fortsetzen. Ist das nun ein Restbestand sozialer Distinktionsmechanismen der ständischen Gesellschaft, oder besteht ein engerer Zusammenhang zwischen Aufklärung und den Praktiken, mit denen ihre Leistungen gesichert und bewahrt wurden? Die Erinnerungstechniken werden in den Fällen besonders deutlich, in denen sie bestritten wurden, wie offensichtlich bei Vaillant. Aber bei näherer Betrachtung fällt auf, dass es keine Ausnahmen waren, in denen das ehrende Gedenken umstritten war. Vielmehr erweist sich ein Großteil dessen, was uns als Quellen gelehrter Lebenswelten begegnet, als Ergebnis jenes umstrittenen Prozesses, in dem die Erinnerung aktiv gestaltet worden ist. Daraus ergeben sich weitere Fragen: Wer waren die Akteure, die gelehrte Erinnerung gestalteten; in welchen Beziehungen standen sie (vor und nach dem Tod) zueinander? Lassen sich konkurrierende Erinnerungskartelle ausmachen? Welche Memorialtechniken konnten angewendet werden? Darf überhaupt, um die Leitfrage wieder aufzugreifen, von spezifisch gelehrter, gar „aufgeklärter“ Memoria gesprochen werden, die sich dann von anderen Memorialformen beispielsweise des Adels unterscheidet?

3. **Getrocknete Blumen: literarische Figurationen sentimentaler Erinnerungspraktiken zwischen modischer Chiffre und intemem Souvenir.**

Dr. Anna Ananieva (Mainz)

01.10., 15.00 Uhr

Angesichts der signifikanten Umrüstung einer raumorientierten und emblematischen Memoria zugunsten einer temporalisierten und emotionalisierten Erinnerung, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts theoretisch formuliert, literarisch ausgelotet und alltagskulturell erprobt wird, erscheint ein Rückgriff auf dingliche Erinnerungsträger zunächst als kontrafaktisch bzw. anachronistisch. Tatsächlich erkennt man in der aufkommenden, europaweiten Konjunktur der Blume als Mittel der Erinnerung sofort die offensichtlichen Verweise auf traditionelle memoriale Praktiken wie die der repräsentativen Gabe, der sakralen Symbolstiftung oder der botanischen Wissensspeicherung. Auch die mit der Blumenkonjunktur einhergehende Mode der floralen Chiffren (wie der Blumensprache Selam) setzt – auf den ersten Blick betrachtet – eine gut eingeübte, emblematische Lektürefähigkeit voraus. Der geplante Beitrag widmet sich dieser scheinbar statischen, emblematisch anmutenden Erinnerungsform und geht der erinnerungskulturellen Attraktivität der Blume und insbesondere der Trockenblume nach. In systematischer Hinsicht wird dabei nach der Verortung dieses dinglichen Erinnerungsträgers innerhalb

der räumlichen und zeitlichen Gedächtnismodelle sowie nach der Dimensionen der kollektiven und individuellen Sinnstiftung gefragt. Einen zusätzlichen Aspekt bildet der Umgang mit der exponierten und versteckten Erinnerung. Denn in der Trockenblume verdichtet sich das Wechselspiel des Enthüllens und Verhüllens sogar zu einem Geheimnis, weil die Blumensprache als ein Kode des Unsagbaren, der trotzdem eine Aussage ermöglicht, benutzt wird. Dass die blumenbezogenen Erinnerungspraktiken hoch komplex sind und in ihrer Funktionsweise zwischen modischer Chiffre und intmem Andenken extrem spannend sein können, haben bereits erfolgreiche Romanautoren wie Saint-Pierre oder Révéroni Saint-Cyr erkannt und ihre mehrfach übersetzten und vielfach aufgelegten Texte in Szene gesetzt. Diesen literarischen Figurationen der Trockenblume als dingliches Erinnerungszeichen, das sich durch eine prekäre Materialität und Zeitlichkeit auszeichnet und sich in einem spezifischen Wechselverhältnis zum Raum (Garten) und zur Schrift (Brief) befindet, stehen im Mittelpunkt des Beitrages.

4. **Gesammelte Dinge: Zur Beziehung von Ding, Text und Gedächtnis in Sophie von La Roches späten Erzählungen *Geschichte von Miß Lony* (1789) und *Herbsttage* (1805)**

Claudia Bamberg M.A. (Frankfurt a. M.)

01.10., 15.40 Uhr

Die Schriftstellerin Sophie von La Roche (1730-1807) zählte das Sammeln von Dingen ausdrücklich zu ihren Lieblingsbeschäftigungen und hat dabei Sammeln und Schreiben immer wieder in einen engen Zusammenhang gebracht. Zu ihren bevorzugten Sammlungsobjekten gehörten neben den für die Empfindsamkeit typischen Blumen, Haarlocken und Briefen auch Bilder und kuriose Dinge. Sie alle haben, und zwar in zunehmendem Maße, Eingang in ihre Schriften gefunden – autobiographische und fiktive gleichermaßen – und besitzen hier ganz unterschiedliche Funktionen. So können sie der sicheren Installation eines Andenkens dienen, pädagogische Zwecke erfüllen und weibliche Lebens- und Denk-Räume entwerfen. Darüber hinaus jedoch ist es ein genuin poetologisches Interesse, das mit ihnen verknüpft ist: La Roches Vorliebe für Dingliches ist in vielen ihrer Texte strukturbildend. Im Vortrag soll dieser Zusammenhang zwischen Ding und Text sowie zwischen aufklärerisch-empfindsamer Sammelpraxis und Schreib- bzw. Erzählprozess bei Sophie von La Roche an zwei ausgewählten Beispielen näher beleuchtet werden. Mit Blick auf die späten Erzählungen „Geschichte von Miß Lony“ (1789) und „Herbsttage“ (1805) soll nach der Bedeutung der Dinge sowohl für die Handlung als auch für die Textstruktur gefragt werden: Wie macht sich die Autorin die stummen Energien der Dinge für ihr Schreiben nutzbar? Wie werden die Dinge zum Gegenstand des literarischen Textes? Welcher rhetorischen und poetischen Mittel bedient sie sich dabei? Bei der Suche nach Antworten sollen besonders die Funktionen des Briefes, des Bildes und des Kuriosums sowie deren Verschriftlichung im Mittelpunkt stehen. Herangezogen werden nicht nur Originalbriefe und die Andenkensammlung der Autorin, sondern auch die als Buchbeigaben in die Erstdrucke eingefügten Kupferstiche und Arien, deren Herstellung Sophie von La Roche persönlich begleitet hat.

5. **Objekte der Erinnerung, Unterhaltung und Bildung. Goethe zu Hemsterhuis' Gemmensammlung in *Campagne in Frankreich***

Marie Wokalek, M. A. (Berlin)

01.10., 16.40 Uhr

Mein Vortrag fragt nach der narrativen Einbindung von Hemsterhuis' Gemmensammlung in Goethes autobiografische Rückschau im zweiten Teil von *Campagne in Frankreich*. Goethe schildert hier seinen Besuch bei Amalia von Gallitzin in Münster im Jahre 1792. Die „Zwischenrede“, die vom ersten Teil des Textes zum zweiten Teil überleitet, markiert einen Wechsel der autobiografischen Tonlage. Das, was sich in geselligen Zirkeln ereigne, könne nur „aus

einer sittlichen Folge der Äußerungen innerlicher Zustände begriffen werden“. (HA 10, 307) Vor diesem Hintergrund sei der autobiografische Rückblick stets eine Reflexion, in der sich das konkrete Andenken mit zeitlich später erfolgten Betrachtungen und Haltungen verbinde, so Goethe. Seine narrative Einbindung der geschnittenen Steine in die autobiografische Darstellung variiert diesen Gedanken über die Vergegenwärtigung von Vergangenen. Die geschnittenen Steine dienen Goethe als Objekte (Sachen), anhand derer er verschiedene programmatische Fragen (Sache) verhandeln kann: Die Frage der Bildung, der Geselligkeit, der Erinnerung und auch die Frage nach Methode sowie Darstellung historischer Kritik. Auf der Ebene des Dargestellten fungieren die geschnittenen Steine „als herrliches Mittelglied“ (ebd., 341), als *sensus communis*, dem es gelingt die weltanschaulichen Differenzen der kleinen Gesellschaft zu integrieren. Auf der Ebene der autobiografischen Darstellung dienen die Gemmen Goethe wiederum dazu, seine innere Distanz zum Kreis von Münster narrativ zu inszenieren. In Goethes Schilderung der Praktik des Sammelns und Betrachtens geschnittener Steine, in deren „engen Räumen“ Antike „juwelenhaft aufgehoben“ (ebd., 340) ist, klingt außerdem seine Auseinandersetzung mit der Methode der historischen Kritik und der Altertumswissenschaft an. Goethe betont, dass er selbst an den Gemmen „nur das Poetische schätzen“ (ebd., 341) konnte. Er beharrt damit auf der Bedeutung des subjektiven Sehens, in welchem „die Erscheinung des Nachbildes, Gedächtnis, produktive Einbildungskraft, Begriff und Idee alles auf einmal im Spiel ist“. (FA I. 25, S. 825ff.)

6. **Handschriften als Erinnerungsobjekte im ‚Musenarchiv‘ von Johann Wilhelm Ludwig Gleim**

Dr. Ute Pott (Halberstadt)

01.10., 17.20 Uhr

Bei der Handschriften- und Büchersammlung von Johann Wilhelm Ludwig Gleim handelt es sich um das erste deutsche Literaturarchiv. Der Beitrag verfolgt die Entwicklung von der ‚Verwendung‘ der freundschaftlichen ‚Reliquien‘ in der anakreontischen Freundschaftskultur über die Ordnungssysteme Gleims bis zur systematischen Aufbewahrung und (Teil-) Erschließung durch den Nachlassverwalter Wilhelm Körte. Schwerpunkt liegt hierbei auf dem Stellenwert der Autographen in der Gedächtniskultur Gleims. Gerade in der Handschrift tritt – so die These – dem Freund und Sammler, aber auch dem späteren ‚Nutzer‘ der Schreiber als Mensch und Autor entgegen.

7. **Erstarrung im Bild oder verlebendigende „Erinnerungs-Erbauung“? Überlegungen zum Weimarer Goethehaus**

Dr. Johannes Grave (FR-Paris)

02.10., 11.30 Uhr

Zwischen Goethes kritischem Blick auf die Annäherung von Bildwelt und Lebensumfeld, wie er sich etwa in den „Wahlverwandtschaften“ artikuliert, und seiner eigenen Ausstattungspraxis im Goethehaus scheint ein grundlegender Widerspruch zu bestehen: Führt Goethe in literarischen Texten immer neue Variationen von mortifizierenden und petrifizierenden Bildpraktiken vor Augen, so scheut er selbst nicht davor zurück, sein eigenes unmittelbare Lebensumfeld mit einer Fülle von Bildern zu staffieren. Nicht ohne Grund sah sich Jean Paul 1796 durch das Goethehaus derart eingeschüchtert, dass er an sich selbst die Erstarrung zu einer Statue zu beobachten meinte. Der Vortrag geht diesem widersprüchlichen Befund nach und fragt nach der Rolle des Bildes in Goethes Memoriakultur. Zunächst sind kurz am Beispiel von Goethes Novelle „Der Sammler und die Seinigen“ die Grundzüge von Goethes Kritik an fehlgeleiteten Formen bildgestützter Erinnerung zu rekonstruieren. Als problematisch, ja verhängnisvoll weist Goethe dabei den Versuch aus, sich mit Bildern und ihrer Präsenz der Zeitlichkeit und

Vergänglichkeit entziehen zu wollen. In einem zweiten Schritt sollen dann die Ausstattung des Goethehauses und ihre Einbindung in Praktiken des Erinnerns genauer in den Blick genommen werden. Zu zeigen ist, dass Goethe Gefahren des Bildgebrauchs zu entschärfen versucht, indem er die Bilder in seinem Haus auf mehreren Ebenen Strategien der Verzeitlichung unterzieht: Die bildliche Ausstattung des Goethehauses wird Teil performativer Vollzüge, verweist auf historische Horizonte und bleibt nicht zuletzt zur „Erinnerungs-Erbauung“ auf die Biographie Goethes bezogen, der „sich selbst“ in seinen späten Jahren „historisch“ wird.

8. **Die Franzensburg in Laxenburg. Habsburgische Dynastie- und österreichische Vaterlandsgeschichte im Zeitalter der bürgerlichen Revolution**

Prof. Dr. Wolfgang Häusler (AU-Wien)

02.10., 12.10 Uhr

Die Franzensburg bei Wien steht historisch im kritischen Übergangsfeld von der römisch-deutschen Kaiserwürde Franz' II. zum österreichischen Erbkaisertum Franz' I. (1804/1806). Ihre Errichtung zunächst als „Lusthaus in Gestalt einer gothischen Burgveste“ durch die Gattin des Kaisers, seine Kusine Maria Theresia von Neapel, vermittelte die privaten und historischen Aspekte der habsburgischen Dynastie mit der entstehenden bürgerlichen Öffentlichkeit. Es handelt sich also um die Widersprüche der Epochen der josephinischen Aufklärungs- und Reformprogrammatik bzw. franziszeischer Gegenaufklärung, Reaktion und Restauration, herausgefordert von Französischer Revolutionen und Napoleonischer Expansion. Mit „vaterländischen Alterthümern“ und einer nahezu totalen Ikonographie von Heraldik, Porträts und Historienbild sollte im Zeitalter der Revolutionen 1789/1848 für Franz und seinen Sohn Ferdinand I. wie für das Publikum der Untertanen ein Panorama des habsburgischen Dynastie- und Reichsverständnisses als Legitimierungsmodell geboten werden.

Die Widersprüche zwischen betont bürgerlichem und bürgerlichem Familienleben der Allerhöchsten k. k. Familie als Erbe der Aufklärung (auch Maria Theresias und Joehps II. wurde gedacht) und Gegenaufklärung und Reifeudalisierung in Gestalt von Rittergau, Turnierhof und Kerkerphantasien der Herrschafts- und Justizpraxis des väterlichen „guten Kaiser Franz“ (Volkshymne) prägen das komplexe Phänomen Franzensburg. Hinzu kommt die bizarre Caprice der Gemahlin des Kaisers, die vom „Fischerdörfel“ im Sinne Rousseaus bis zum „Haus der Laune“ alle Register einer Transformationsepoche zog. In Gartenkunst, Architektur und Sammlungen des Gesamtkunstwerkes Franzensburg stellt sich das Programm vaterländisch-österreichischer Historie als Familiengeschichte des Hauses Österreich dar. Der spätere Kaiser Franz Joseph I. verbrachte die Sommer seiner Kindheit in Laxenburg, hier wurde auch sein Sohn Rudolf geboren. Franz Josephs erster Name erinnerte an den Großvater, mit der Beifügung von Joseph bei der Thronbesteigung 1848 sollte die Reformtradition des erneuerten Kaisertums erinnert werden. Der Gedächtnisort Franzensburg tradiert diese Spannung.

9. **Siege, Katastrophen und Geheimnisse. Zum Gedächtnis der Dinge im 18. Jahrhundert**

Prof. Dr. Günter Oesterle (Freiburg)

02.10., 15.00 Uhr

1. Das 18. Jahrhundert ist immer noch auch ein Jahrhundert der Repräsentation. Ein traditionell wichtiger Sachausweis für das repräsentative Verhältnis von Triumph und Gedächtnis ist die Trophäe. Es wird in der einleitenden Passage des Vortrags zu erläutern sein, in welchem Zusammenhang der Verfall des Archivs der Trophäen mit dem Verfall des traditionellen Memoriakonzpts zusammenhängt.

2. Das 18. Jahrhundert ist charakterisiert durch ein Katastrophenbewusstsein. Unter dem Aspekt der Aufklärung werden die Sachen Indizien für eine Anklage. Am Beispiel disparater Bereiche von Katastrophen wie einerseits dem siebenjährigen Krieg und andererseits dem Erd-

beben von Lissabon soll dieses Verhältnis von Katastrophe und Sachen erörtert werden.

3. Neben dieses durch Sachen repräsentierte Sieges- und Katastrophengedächtnis tritt eine dritte Gedächtnisform: das erschließende Gedächtnis. Die Dinge verwandeln sich dabei in verräterische Sachen. An Schillers Dramenfragment „Die Geschwister von Navarra“ lässt sich das exemplarisch zeigen. Hauptquelle wird aber der Pitaval sein.

Der Beitrag will den Versuch machen drei verschiedene Gedächtnismodelle mit drei im 18. Jahrhundert wichtigen Problemfeldern zusammenzuführen. Die heuristisch vorgenommene Trennung soll im Ausblick Möglichkeiten von Kombinationen, Überlagerungen und Hybridformen eher provozieren als verhindern.

10. **Opake Reste, Zeitfluchten, Raumzeiten. Dynamisierte Erinnerungstechniken in Spätaufklärung und Klassizismus**

Prof. Dr. Sabine Schneider (CH-Zürich)

02.10., 15.40 Uhr

Es ist Indiz für die epistemische Situierung des Klassizismus in der Sattelzeit der Spätaufklärung, dass er seit Winckelmanns *Gedanken über die Nachahmung der Griechischen Werke* als utopisches Projekt zur Herstellung von Raumzeit beschrieben werden kann: Ein Projekt, das sich gleichwohl an der Erfahrung von Zeitbrüchen, Zeitschichtungen, fragmentierter Zeit und der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen abarbeitet und seine halluzinatorischen Techniken der Präsentation und Totalisierung in einem Gedächtnismodell, das die Grenze zwischen Erinnerung und Einbildungskraft aufhebt, gerade an diskontinuierlicher Zeit erprobt. Dass die Zeitgenossen in der „Flucht der Zeit“, wie Moritz in *Anthousa* schreibt, vom Vergangenen in der erinnernden Einbildungskraft „nur die Umriss stehlen“ können, ist – rekurrierend auf die Umrissstechnik des Klassizismus, die selbst ein Gedächtnismodell beinhaltet – eine metaphorische Visualisierung jener Raumzeit, wie sie schon Winckelmanns berühmte Schlusswendung aus der *Geschichte der Kunst des Altertums* ins Bild fasst. Zugleich verweist sie auf das Angestregte und Problematische an dieser Erinnerungstechnik, deren Fluchtpunkt eben keine Substanz, sondern die an die Arabeske angrenzende Umrisslinie ist. Deren epistemische und ideologische Unzuverlässigkeit teilt auch diese raumzeitlich hergestellte Erinnerung der Antike, die das Halluzinatorische als prekären Wahrheitsindex mit sich trägt. Daher sind es auch opake Reste, unlesbar gewordene kulturelle Zeichen, Fragmente, dekontextualisierte Objekte, an deren Widerständigkeit sich dieses phantasmatische Raumzeitmodell der Erinnerung entzündet. Dies lässt sich an Moritzens und Goethes Italienreisen zeigen und lässt den „klassischen Boden“ als doppelten erscheinen. Parallel zu diesen Erinnerungstechniken im Klassizismus kann die im *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* geführte anthropologische Debatte um das komplexe Verhältnis von Räumlichkeit und Zeitlichkeit in der Wirkungsweise von Erinnerung gelesen werden, wo die Orte und Sachen als „Stifte“ für die radikal zeitlich verfasste Erinnerung fungieren. Im anthropologischen Roman *Anton Reiser* wird diese Erinnerungstechnik literarisch erprobt, wobei sowohl der utopische Impetus der klassizistischen totalisierenden Erinnerung, als auch deren Entstehungskosten und Scheitern am anthropologischen Fall des beschädigten Individuums vorgeführt werden.

Sektion VII: Empirie der Tatsachen: Sachverstand in Beobachtung und Versuchsanordnung

Sektionsleitung: Prof. Dr. Dr. Olaf Breidbach (Jena)

Ort: Indien-Zimmer, Hauptgebäude

Zeit: Freitag 01.10., 11.30 Uhr – Samstag 02.10., 12.10 Uhr

Die wissenschaftliche Frage nach der Natur der Sache wird im 18. Jahrhundert in neuer Weise am konkreten Objekt geklärt und diskutiert. Die Naturwissenschaften erklären die Forschung an den Sachen selbst zur *conditio sine qua non*. Damit gewinnen die Sammlungen neues Interesse; es werden die Möglichkeiten erörtert, mit und an ihnen zu experimentieren, sowie die nötigen Apparaturen, Verfahren und Konstruktionen. Über diese Empirisierung und das Streben nach Neuem hinaus bemüht man sich zudem um eine Öffentlichkeit für dieses Neue. Dadurch geraten die neu gefundenen Sachen auf die Bühne und werden in öffentlichen Demonstrationen für ein Laienpublikum nun ihrerseits für die Sache der Aufklärung instrumentalisiert. Es geht um nicht weniger als eine gesellschaftliche ‚Elektrisierung‘ durch etwas, das bisher noch gar nicht bestimmt oder nur nach äußeren Kriterien geordnet wurde. Interessant werden freilich gerade die Ausnahmen, in denen sich die Empirie nicht den Theoremen fügen möchte.

1. Experiment und Reform. Naturwissenschaftliche Praxis und politisches Handeln im Großherzogtum Toskana

Frank Jung (München)

01.10., 11.30 Uhr

Das 18. Jahrhundert war in vielfacher Hinsicht die Formations- und Differenzierungsphase der naturwissenschaftlichen Disziplinen und ein wichtiger Bezugspunkt während des 18. Jahrhunderts war die Naturphilosophie Isaac Newtons. Mit der Rezeption Newtons gab es im Großherzogtum Toskana die Bestrebung, Galileo Galilei – trotz des kirchlichen Verbots – öffentlich zu rehabilitieren, und so erschienen 1718 in Florenz die *Opere di Galileo Galilei Nobile Fiorentino*. Die sog. ‚galileiische‘ Tradition kennzeichnete im Großherzogtum Toskana nicht nur die Verfahrensweise der ‚Naturphilosophen‘, sondern seit den 1760er Jahren auch das praktische Vorgehen bei der Umsetzung von Gesetzesreformen. D.h., es bestanden Analogien zwischen ‚naturphilosophischem‘ Experiment und Gesetzesreform. Während der 1770er Jahre berichtete der toskanische Legationssekretär in Paris, Raimondo Niccoli, dem Leiter des Finanzsekretariats, Angelo Tavanti, ausführlich über Turgots Reformpolitik. Außerdem sandte Niccoli sandte Samen an Tavanti, und Tavanti informierte Niccoli über die Gesetzesreformen des toskanischen Großherzogs. Bei dem Bestreben, die wirtschaftlichen, rechtlichen und administrativen Verhältnisse den veränderten Ordnungsvorstellungen anzupassen, ging es – wie bei der Aussaat – darum, Versuche zu unternehmen und Erfahrungen zu sammeln, um die Praktikabilität einzelner Reformgesetze zu überprüfen. Bereits während der 1730er Jahre hatte Sallustio Bandini in Analogie zur ‚naturphilosophischen‘ Verfahrensweise argumentiert und gefordert, seinen aus Beobachtungen abgeleiteten Induktionsschluss zu erproben und den Weizenhandel in der Maremma Senese zu liberalisieren. Seit Mitte der 1760er Jahre wurde schließlich schrittweise versucht, mithilfe der Liberalisierung des Getreidehandels die Versorgungskrise(n) zu überwinden. Die Evidenz der toskanischen Erfahrung war dann für die französischen Physiokraten der Beweis, dass ihre Theorie ökonomischer Naturgesetzmäßigkeiten zutreffend war, und daher verwiesen sie immer wieder auf das gelungene toskanische Experiment als Tatsachenwahrheit.

2. **Georg Forster et les problèmes de classification**

Prof. Dr. Marita Gilli (F-Besançon)

01.10., 12.10 Uhr

Grâce à son voyage autour du monde avec le capitaine Cook, Georg Forster adopte une attitude scientifique qui est celle d'un empiriste. Il a été formé par Linné avec lequel il entretient une longue correspondance, mais il va mettre peu à peu en cause sa classification, la jugeant trop éloignée de la réalité concrète. Néanmoins, il lui reste en partie fidèle. Confronté à l'œuvre de Buffon par sa traduction des *Epoques de la nature*, il le critique violemment, estimant que ses écrits reposent sur trop d'hypothèses. Cette même critique s'étend à Rousseau et même à Kant au sujet des races humaines. Il faut dire qu'à cette époque sont proposés de nombreux essais de classification des hommes et une longue polémique se fait jour au sujet des races humaines. Forster critique l'article de Kant sur les races humaines selon deux points de vue: d'une part les théories de Kant ne reposent pas selon lui sur l'expérience, mais sur des hypothèses, Kant déterminant a priori les conditions de la connaissance, d'autre part il reproche à Kant d'établir une classification des êtres humains sans tenir compte des récits des voyageurs. Les attaques de Forster contre Buffon, de même que contre Rousseau et Kant sont dirigées contre la spéculation philosophique et la raison pure en faveur du fait scientifique et du concret. L'hypothèse lui importe moins que la réalité. Sa méthode consiste à observer d'abord, puis à analyser et à ne tirer de conclusions d'ordre général qu'en dernier ressort. Il est ainsi en avance sur de nombreux savants de son époque qui sacrifiaient trop souvent les preuves à l'hypothèse. Sa classification des caractères extérieurs des êtres a permis les progrès rapides de l'anatomie comparée.

3. **„die selbst-eigene Erfahrung zuhülffe nehmen“: Der Maschinenbauer Jacob Leupold und die epistemische Zäsur um 1700**

PD Dr. Nikola Roßbach (Darmstadt)

01.10., 15.00 Uhr

Zur *material culture* der Aufklärung gehört die Maschine. Das 17. Jahrhundert inszeniert sie effektiv als Spektakel: bei öffentlichen Maschinenvorführungen, in kostspieligen Technikschaubüchern – der *Theatrum machinarum*-Literatur – und als Theatermaschinerie auf realen Bühnen. Im Zeitalter der Aufklärung gerät die spektakuläre Maschine in die Kritik: Maschinen sollen nicht mehr wirkungsträchtig für Emotionen und Staunen über ‚le merveilleux‘ sorgen; der Aspekt der Unterhaltung tritt hinter den von Nutzen und Nutzung der Maschinen in funktions- und anwendungsbezogenen Rahmungen zurück. Mit diesem technikhistorisch prägnanten Umbruch um 1700 verliert die Maschine offensichtlich an Interesse für die kulturwissenschaftliche Forschung. Das mag daran liegen, dass populäre „interdisziplinäre Diskurselemente“ (Helmar Schramm) wie Theatralität und Performativität sich zur Beschreibung der Maschinenteknik, -philosophie und -ideologie des 17. Jahrhunderts besser eignen als zur Analyse derjenigen des 18. Jahrhunderts, die im Zuge der Ausdifferenzierung und Diversifizierung wissenschaftlicher Systeme immer weniger mit Literatur, Kunst und Theater zu tun hat: Die Maschine des 18. Jahrhunderts hat ihren zentralen Funktionsort in der frühindustrialisierten, technisierten Arbeitswelt. Ziel des Vortrags ist, die Alterität und Neuheit eines aufklärerischen Maschinenbuchs vor der Folie der barocken Technikkultur herauszuarbeiten. Jacob Leupolds erstaunlich wenig beforschtes Monumentalwerk *Theatrum Machinarum* (1724ff.), das als erste Technikenzyklopädie, als erster professioneller, moderner Techniktext gilt, repräsentiert eine epistemische Zäsur. Einerseits trägt es noch den auf barocke Maschinenschau verweisenden *Theatrum*-Titel. Andererseits bietet es keine spektakulären Vorführungen mehr (verzichtet etwa auf bildinhärente Betrachterdarstellungen), sondern basiert auf Kriterien wie Funktionalität und theoretisch-wissenschaftlich fundiertem Praxisbezug. Maschinen erscheinen vorwiegend nicht mehr in ihrer Totalität, sondern fragmentarisiert und abstrakt.

Die im *Theatrum Machinarum* präsentierten Sachen der Aufklärung – Maschinen – dienen der Sache der Aufklärung: Verwissenschaftlichung, Rationalisierung, Funktionalisierung, Erkenntnis und deren Popularisierung. Gelingt die Umsetzung der Sache durch die Sachen? Nicht zuletzt die Störfälle und Brüche in der Spannung zwischen materialer und idealer Dimension der Aufklärung werden thematisiert an Aspekten wie Faktizität/Fiktionalität, Visualisierung und Kommunikativität der Maschine.

4. **Die Elektrisierung der Aufklärung. Zur Funktion der Elektrizität im Wissenssystem des späten 18. Jahrhunderts**

Juniorprof. Dr. Benjamin Specht (Stuttgart)

01.10., 15.40 Uhr

Elektrizität ist im 18. Jahrhundert *eine* Sache, von der man erhofft, dass sie *die* Sache der Aufklärung mittelfristig auf eine fundierte Basis stellen und die im letzten Jahrhundertdrittel bereits recht virulenten Aporien des Epochenprogramms auflösen könne. Aufgrund zahlreicher Bezüge zu zentralen naturkundlichen und anthropologischen Diskussionen der Epoche avanciert Elektrizität zu einer Transferfigur, mit der man die Brüche im Wissenssystem der Zeit, für die keine adäquaten Begriffe oder Konzepte existieren, konturieren und moderieren zu können meint. Dabei kommt der Elektrizität zugute, dass man im 18. Jahrhundert zwar mittlerweile über breites experimentelles Wissen verfügt, dass sie theoretisch allerdings nach wie vor unbestimmt bleibt. So vollzieht sich gerade im undeutlichen Transferbereich zwischen Physik, Physiologie und Psychologie die Semiose der Elektrizität zu einer ‚epochalen Metapher‘. Unter diesem Begriff möchte ich sprachlich-kognitive Bildkomplexe verstehen, in denen sich begrifflich-diskursiv noch nicht verhandelbare Axiome und Konfliktlinien einer Epoche in anschaulich-figurativer Form verdichten. Auf ihrem Weg zu einer solchen epochalen Metapher avanciert Elektrizität zunächst vom Sonder- und Problemfall innerhalb der klassischen Mechanik zum allgemeinen aktiven Prinzip (Äther-Theorien). Aufgrund des scheinbar materiell-immateriellen Zwischencharakters des elektrischen Fluidums kommt es zur Etablierung einer elektrischen Psychotherapie und darüber hinaus zu einer weit verbreiteten und erstaunlich homogenen metaphorischen Verwendung als Tropenreservoir für psychische Ausnahmezustände wie Sympathie, Liebe, Erotik, Genie, Witz, Magie oder religiöse Inspiration, wie sich besonders an poetischen und poetologischen Texten zeigen lässt. So kann die Elektrizität schließlich zu einer bedeutenden Liebes- und Kreativitätsmetapher im 18. Jahrhundert werden, wie Texte von Georg Mathias Bose, Johann Gottfried Herder und Jean Paul demonstrieren. In meinem Vortrag möchte ich diesen schrittweisen Funktionswandel der Elektrizität im Wissenssystem der Aufklärung nachzeichnen und verfolgen, wie *die* Sache Elektrizität *der* Sache der Aufklärung zuarbeitet, wie sie freilich diese Hoffnung auf eine umfassende Synthese- und Integrationsleistung immer mehr enttäuscht, bis sie ihre produktive Unbestimmtheit und damit auch ihr kreatives Potenzial nach der Jahrhundertwende schließlich verloren hat.

5. **Experimentelles Handeln, Laborieren und Probieren am Objekt. Experimentierbücher und Experimentierkästen der Aufklärung**

Dr. Gunhild Berg (Konstanz)

01.10., 16.40 Uhr

Das Konzept des modernen, wissenschaftlichen Experimentierens wird bis ins 19. Jahrhundert nicht allein in den philosophischen Debatten, sondern insbesondere über die mit dem Experimentieren verbundenen Praktiken verhandelt. Wie sich die Aufklärer experimentelles Handeln konkret vorstellten, untersuche ich daher nicht in erkenntnistheoretischen Programmen, sondern an erkenntnispraktischen, zum experimentellen Handeln anleitenden Texten und den ihnen zugehörigen Objekten: an Experimentierbüchern, Experimentierkästen und -sets des 18.

Jahrhunderts. Im Vortrag analysiere ich die verschiedenen Experimentierpraktiken, zu denen Experimentierbücher anleiteten, die sich noch bis nach 1800 an Erwachsene und gebildete Jugendliche richteten, bevor sie im 19. Jahrhundert erst Knaben, später auch Mädchen adressierten. Im 18. Jahrhundert sind sie folglich aktiv daran beteiligt, experimentelle Praktiken zu konkretisieren und zugleich zu verbreiten. Sie legen experimentelle Abläufe, einzelne experimentelle Handlungen sowie konkrete (technische, intellektuelle, sozialmoralische, physische usw.) Anforderungen an einen Experimentator fest. Sie schreiben vor, wie die Versuchsergebnisse beobachtet, festgehalten und verstanden werden sollen und diskutieren die möglichen Ursachen für fehlschlagende Experimente (d.h. sie verteidigen sich gegen die denkbaren Vorwürfe ihrer Kunden, sie gäben falsche Anweisungen oder Lehren). Noch greifbarer wird experimentelles Handeln von Experimentierkästen initiiert, die nicht erst im 19. Jahrhundert industriell hergestellt und verbreitet werden, sondern bereits im 18. Jahrhundert kursieren. Im Vortrag stelle ich exemplarisch einige vertriebene Experimentiergerätschaften, -sets und -kästen aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert vor. Ich frage weniger danach, *was* mit den Kästen experimentiert werden konnte, als vielmehr *wie* experimentiert werden sollte, indem ich mich weniger auf das Inventar konzentriere, als auf die Handgreiflichkeit wie Anschaulichkeit der durchzuführenden Versuche. Denn gegenüber der passiven Rezeption von Versuchsbeschreibungen oder Experimentalvorführungen aktiviert der Experimentierkasten: Er leitet zur Nachahmung und Überprüfen von Experimenten sowie zum selbstständigen Probieren an, indem er zugleich dinglich-anschaulich ebenso wie performativ-aktional lehrt. Mein Vortrag arbeitet deshalb an Experimentierbüchern, -kästen und -sets das Experimentieren als Wissenspraxis der naturforschenden und naturlehrenden Aufklärung heraus.

6. **Expérimenter la nature des plantes. Les causes et les choses d'une nouvelle approche méthodique**

Dr. Nicolas Robin (Freiburg)

01.10., 17.20 Uhr

Quelle importance doit-on accorder à l'affirmation de la méthode expérimentale dans le processus de différenciation et d'établissement de la botanique comme discipline scientifique au cours du siècle des Lumières? Il s'agit pour la communauté des naturalistes de comprendre les principes vitaux qui régissent l'anatomie et la physiologie des plantes. Il s'agit pour l'historien des sciences de caractériser une rupture épistémologique confrontant la force d'une pensée analogique à l'invocation expérimentale. Les causes et les choses de cette facette de l'histoire des sciences botaniques se retrouvent de nouveau au centre des débats du moment suite aux travaux sur la pratique expérimentale et la chimie des plantes récemment publiés par Ursula Klein. Dans la présente étude, l'accent sera porté sur le développement de la pratique expérimentale en botanique au cours du long 18^{ème} siècle. Les différents aspects du transfert et de l'acquisition de savoir et de savoir-faire sur les causes et les choses de la nature des plantes seront analysés sur la base exemplaire des travaux de Denis Dodart, Patrick Blair, Johann Gottlieb Gleditsch, Jean-Étienne Guettard ou encore de John Hill. De plus, à l'exemple du programme d'une histoire des plantes tel qu'il a été énoncé en 1676 à l'Académie Royale des Sciences de Paris, ces formes de co-évolutions interdisciplinaires et d'affirmation d'une méthodologie expérimentale en botanique seront également remises dans le contexte académique, historique et social de l'Europe scientifique des Lumières.

Sektion VIII: Schaustücke und Lehrmodelle: Dingbasierte Bildungskonzepte in Realienunterricht, Museen, Wissenstransfer

Sektionsleitung: Dr. Thomas Müller-Bahlke (Halle)

Ort: Indien-Zimmer, Hauptgebäude

Zeit: Samstag 02.10., 12.10 Uhr – Sonntag 03.10., 12.30 Uhr

Die Sektion wird sich mit Formen des Wissenstransfers anhand von konkreten Objekten beschäftigen. Diese Objekte können singulär oder in einem Sammlungszusammenhang stehen. Für die Sektion können folgende Fragen Leitfunktion haben: Welche Bedeutung haben Sammlungsstücke und Lehrmodelle in pädagogischen Konzepten und im Schulunterricht? Wer sind die Adressaten der objektbezogenen Vermittlung und welche Methoden finden dabei Anwendung (Anschauen, Begreifen, Vorführen, Versuchen u.a.)? Welche Bedingungen konstituieren ein Objekt als Wissensträger? In welchen Zusammenhängen werden Objekte pädagogisch aufbereitet (Kunst- und Naturalienkammern, Gelehrtsammlungen, Bibliotheken, Gärten u.a.)? Wie vollzieht sich Wissenstransfer als Objekttransfer (Sozietäten, Missionen, Reisen, Korrespondenzen)?

1. Die Afrikabücher in persönlichen Bibliotheken französischer Aufklärer und deren Einflüsse auf die Entstehungsgeschichte von Afrika-Bildungskonzepten in Frankreich im 18. Jahrhundert

Prof. Dr. El Hadj Ibrahima Diop (SN-Dakar)

02.10., 12.10 Uhr

In Privatbibliotheken von führenden französischen Aufklärern: Voltaire, Diderot, Turgot, Holbach, De Brosses, Buffon. Rousseau und Raynal gab es bedeutende Bücher mit anthropologischem Inhalt. Diese waren naturwissenschaftliche Publikationen, Kataloge, Reiseberichte oder befassten sich mit Klima, Religion, Bevölkerung, Sprachen, Regierungsformen, Wissenschaft und Wirtschaft in fremden Regionen. Obwohl diese Bücher, die im Privatbesitz dieser Denker waren, nur einen Aspekt der anthropologischen Wissensaneignung der Aufklärer darstellen konnten und darüber hinaus nur bedingt eine Seite des Afrikawissens der Aufklärer reflektierten, sind sie dennoch wertvolle und unersetzliche Informationsquellen und Forschungsrichtungen sowie Forschungsinteressen in den Afrikadiskursen im 18. Jahrhundert. In diesem Beitrag möchte ich die Inhalte, Randbemerkungen und die Relevanz dieser Bücher im Entstehungsprozess des europäischen Afrikawissens französischer Aufklärer untersuchen.

2. Protocols of Perception in German Museum Culture

Ass.Prof. Dr. Renata Schellenberg (CDN-Sackville)

02.10., 15.00 Uhr

In the eighteenth century an integrated material culture began to emerge from the patchwork German economy of the previous era. Distinguished from a conventional marketplace by an emphasis on the semantic and the epistemological significance of commodities, this development led to a reassessment of the status of objects and encouraged a thorough reevaluation of the individual's intention to own and amass material goods. Collecting became accordingly a fashionable and prominent pastime, for it accommodated both the consumerist and instructional aspects of the complex rapport between individual ownership and material world. However, rather than prizing accumulation alone – as had been the case in the many *Wunderkammern* of the Baroque era – in the eighteenth century careful attention was paid to the ordering

and display of objects. As art collections became progressively part of the public domain, the visual representation of the collected item was consciously planned and executed, with great thought given to the manner in which an outside viewer might experience and see it. A number of debates ensued that sought to establish the proper type of aesthetic display, while also attempting to standardize the public expectation of the museum experience.

This paper traces the tenets of these preliminary museological discussions by examining such early theoretical tracts as C.F Neickelius's *Museographie oder Anleitung zum rechten Begriff und nützlicher Anleitung der Museorum oder Raritätenkammern* (1727). It also highlights the important contributions made by such luminaries as curator Christian von Mechel (1737 -1817) and art historian Johann Joachim Winckelmann (1717-1768), both of whom argued for a beautiful, but cogent arrangement of artifacts, believing that education and preservation should be seen as a joint objective of the early modern museum experience.

3. **Das „Akademische Museum“ der Universität Göttingen. Wissensproduktion und Selbstinszenierung im Evidenztheater.**

Dr. Dominik Collet (Göttingen)

02.10., 15.40 Uhr

Sammlungsräume sind in den vergangenen zwei Jahrzehnten als Orte der Produktion, Repräsentation und Vermittlung von Wissen wieder entdeckt worden. Der Fokus richtete sich dabei allerdings vorwiegend auf öffentliche Museen und ihre Vorgängersammlungen, die Kunst- und Wunderkammern. Bisher weniger berücksichtigt wurden hingegen universitäre Sammlungen. Gerade Akademische Museen waren aber zentrale Orte wissenschaftlicher Selbstvergewisserung und -inszenierung. Das 1773 gegründete „Akademische Museum“ der Universität Göttingen zählt zu den bedeutendsten universitären Sammlungen der Aufklärungszeit. Kollektionen wie die Blumenbachsche Schädelammlung, die Cook/Forster-Sammlung oder die medizinischen Sammlungen Albrecht von Hallers formieren ein bislang noch zu wenig genutztes Reservoir historischer Wissensbestände. Die wissenskulturellen Wandlungs- und Umwertungsprozesse lassen sich an diesen einzigartigen Agglomerationen materieller Kultur eingehend beobachten. Für die sich im 18. Jahrhundert etablierende moderne Forschungsuniversität markierten die Sammlungen die Herausbildung neuer Wissensräume und institutioneller Arrangements. Wissenschaftliche Objekte trugen ferner zur Ausdifferenzierung von Disziplinen bei, die ihre fachliche Identität in nicht unerheblichem Maße ihrer jeweiligen materiellen Kultur verdankten. Kategorien wie Zeugenschaft, Evidenz oder die Theatralität von Wissen lassen sich hier ebenso in den Blick nehmen, wie die Frage nach der Aneignung kolonialer Wissensbestände, Konstruktionen szientistischer Normierungen oder die unterschiedlichen Rationalitäten der wissenschaftlichen Disziplinen. Universitäre Sammlungen dienten als akkumulierte kulturelle Kapitalien die von einzelnen Forschern und Fächern als Ressourcen ihrer wissenschaftlichen Identitätsbildung genutzt wurden. Sie waren Ausdruck einer spezifischen historischen Wissensordnung und naturalisierten gleichsam deren kulturelle Konstruktion, in dem sie die Sammlungen als Instrumente der Lehre objektivierten und auf diese Weise die ihnen zugrunde liegenden Ordnungsvorstellungen verstetigten. Universitäre Sammlungen wurden somit zu materiellen Kristallisationspunkten von Denkkollektiven und Wissenskulturen. Die materiellen Exponate fungierten als Träger für die Zirkulation von Wissen zwischen Lehrern und Schülern, Objektlieferanten und Sammlern, Kuratoren und Besuchern.

4. **A Comet and the Balloon – the matter of enlightenment matters**

Dragana Grbic (SRB-Belgrade)

02.10., 16.40 Uhr

This paper attempts to identify the problem topic of the matter(s) of enlightenment in the

context of the syllabus of school subjects such as geography and physics. With regard to the lack of preserved teaching materials, the conclusions presented in this paper on physical matter (maps, globes, telescopes, rocks, etc.) and its use in teaching were drawn upon the preserved textbooks on geography and physics, and other texts used by the teachers. One of the key definitions found here, which served as the starting point for this paper, is that “earth description is learnt from earth observation”, i.e., practical instruction is best taken in nature – in gardens, orchards, forests, meadows, or fields. Hence the conclusion on *observation* as the fundamental method, which explains the observed by the means of enlightened reasoning. Such context highlights observation of rare/miraculous natural phenomena such as comets, on the one hand, or incredible/miraculous human inventions such as the balloon or the dirigible, on the other. The paper focuses on the analysis of two texts covering the observation of the *comet* visible in 1769, studied by Jovan Rajić and Charles Messier, and the texts in the newspapers *Der Reisende* and *Serbian daily news*, which wrote about man’s flight in the *balloon*. Such comparative analysis of the same events opens an insight into the diversity of the enlightenment types in the West and Southeast Europe. The paper centers on the attempt to use the method of *observation* of concrete matter, such as the *balloon*, or natural phenomena, in this case a *comet*, in order to study some of the key issues of the enlightenment program – *the attitudes towards miracles and superstition* (comets) as compared to the state-of-the-art ingenuity of the educated and enlightened reason, which is capable of materializing its discoveries in a “miraculous” way (constructing the balloon).

5. **Aufklärung im Reisegepäck des Portugiesischen Hofes**

Dr. Wiebke Röben de Alencar Xavier (BRS- João Pessoa)

02.10., 17.20 Uhr

Der Portugiesische Königshof brachte zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch seine Flucht nach Brasilien viele aufklärerische Gedanken und Praktiken sowie Wissen mit. Die gesamte *Real Biblioteca* gelangte per Schiff aus Lissabon in die Kolonie und damit auch erstmals eine immense Materialität dieses Wissens. Nach Ankunft des Hofes begann eine Implementierung von Institutionen, gesellschaftlichen Praktiken und Diskursen, die von europäischen Ideen und Praktiken des 18. Jahrhunderts geprägt waren. Diese Entwicklungen in der Kolonie bildeten im Zuge der Nationenbildung wiederum eine wichtige intellektuelle Basis für das Projekt einer eigenen brasilianischen Nationalgeschichte und Nationalität. So wurden Nationalbibliothek, Museen, Kunstakademie, Botanischer Garten und schließlich das Brasilianische Historisch-Geographische Institut mit eigener ethnographischer Sektion und andere Institutionen nach dem Vorbild europäischer Akademien – unter tropischen Bedingungen – gegründet. Im Kontext dieses Projektes wurden insbesondere zu Beginn die Schriften der brasilianischen Autoren des 18. Jahrhunderts sowie Schriften und Dokumente zu Brasilien veröffentlicht. Betrachtet man aber gerade diese „amerikanischen“ bzw. brasilianischen literarischen Produktionen eines José Basílio da Gama oder Tomás Antônio Gonzaga genauer, dann waren das zugleich kritische Auseinandersetzungen mit den Defiziten europäischen aufklärerischen Denkens und Handelns in der Kolonie. Hier soll genauer untersucht werden, wie die Sache und die Sachen der europäischen Aufklärung, Wissen und Praktiken, literarisch diskutiert wurden und dann in „tropikalisierte“ Form zur eigenen Sache der entstehenden brasilianischen Nation wurden.

6. **Das „Museum der Aufklärung“ und sein Publikum. Zum Besucherbuch von *Kunsthau*s und *Museum Fridericianum* in Kassel 1769-1796**

Dr. Andrea Linnebach (Kassel)

03.10., 10.30 Uhr

Eine „Sache“ der Aufklärung war die uneingeschränkte Öffentlichkeit von Sammlungen, Bib-

liotheken oder Gärten. Diese Sache verkörpert wie kaum eine andere Institution das *Museum Fridericianum* in Kassel als erster für ein allgemeines Publikum konzipierter Museumsneubau Europas. Zur Förderung der Wissenschaften errichtet, zog das Museum in seiner Kombination aus enzyklopädisch angelegter Sammlung, Bibliothek, Sternwarte und Sitz wissenschaftlicher Gesellschaften Besucher aus ganz Europa an. Bereits für seine Vorgängerinstitution, das *Kunsthaus* im Ottoneum, hatte der Kustos Rudolf Erich Raspe nicht nur Ideen für eine Neuordnung entwickelt (das *Gotische Kabinett* als historisches „Lehrmodell“). 1769 legte er auch ein „Fremdenbuch“ an, mit dem er nicht nur ein Dokument für den vielfältigen Besucherverkehr schon in dieser Institution schuf, sondern auch für die Bedeutung, die die Besucher und ihre Betreuung für das Museum hatten und künftig haben sollten. Seit 1779 im neueröffneten *Museum Fridericianum* weitergeführt, begleitet dieses Buch den Wandel von der traditionellen Kunstkammer hin zum „Museum der Aufklärung“. Rund 14.000 Personen haben sich darin eingetragen – über den Kreis der Gelehrten und illustren Namen hinaus ein nach Nationalität, Stand, Geschlecht, Beruf, Alter oder Religion bunt gemischtes Publikum. Über dieses Buch lassen sich Erkenntnisse sowohl zur Besucherstruktur des Museums als auch zu den einzelnen Besuchern selbst gewinnen, und es erhellt insgesamt die geographische Mobilität innerhalb der europäischen Gesellschaft der Aufklärungszeit und den daraus resultierenden Wissens- und Kulturtransfer. Es ermöglicht Einblicke in Gelehrtennetzwerke, in die Nutzung des Museums als Forschungsstätte, wie auch in den Prozess der Wissenspopularisierung. Der Erkenntniswert dieses Buchs als einer „Sache“ der Aufklärung für „die“ Sache der Aufklärung soll exemplarisch an einigen bislang unbekanntem Museumsbesuchern dargestellt werden – gekoppelt wiederum an das Spektrum von Kunst- und Natursachen, wie sie zunächst im *Kunsthaus*, dann im *Museum Fridericianum* gesammelt, geordnet und präsentiert wurden.

7. **„Hier sind Abbildungen und Modelle von allem, was dazugehört“ – Schaustücke über das Mittelalter in der Kinder- und Jugendliteratur der Aufklärung**

Sebastian Schmideler M.A. (Leipzig)

03.10., 11.10 Uhr

Die Kinder- und Jugendliteratur der Aufklärung wandte sich verstärkt den nützlichen Sachen zu – eine „Sachliteratur“ entstand. In deren Fokus rückten auch Geschichtsbetrachtungen, von denen insbesondere die darin vermittelten Bilder des Mittelalters als Streitsachen der Aufklärung interessant sind. Die Jugendschriftenverfasser bedienten sich im Kontext der Vermittlung dieser Geschichtsbilder dezidiert als nützlich verbrämter spielerischer Formen der Anschauung. Gezeigt werden soll exemplarisch, wie anhand eines visualisierenden Diskurses eine medien-spezifische spielerische Veranschaulichung der Geschichte des Mittelalters erfolgte und wie konkret darin die Materialisierung des Mittelalters in der perspektivischen Wahrnehmung der Aufklärung erfolgte. In den Blick genommen werden Andreas Lazarus Imhofs *Neu-eröffneter Historischer Bilder-Saal* (ab 1692), Johann David Köhlers *Welt in einer Nuss* (Ausgabe von 1726), Johann Balthasar Springers *Historisch-chronologische Spiel-Tafel* (1727), Basedows *Elementarwerk*, Johann Matthias Schröckhs *Allgemeine Weltgeschichte für Kinder* (1779-1784) sowie das philanthropische Ritterspiel in Christian Carl Andrés Schnepfenthalutopie *Felsenburg. Ein sittlichunterhaltendes Lesebuch* (1788f.). Es soll vergleichend analysiert werden, welche Methoden in diesen Visualisierungen und Materialisierungen im Hinblick auf den damit verbundenen moralisierenden, dramatisierenden, ambulierenden sowie mnemotechnischen Diskurs verwendet wurden, damit sie zu „Sachen“ eines genuin aufgeklärten Geschichtsbildes werden konnten.

8. **Wie die Aufklärung Übersicht gewann: Basrelief und Vue d'oiseau**

Dr. Erdmut Jost (Halle)

03.10., 11.50 Uhr

Im 18. Jahrhundert entsteht in der Schweiz eine besondere Kunstform der Abbildung von Alpenlandschaft: das sogenannte *Basrelief*. Darunter ist ein Landschaftsmodell zu verstehen, welches sich in Aussehen und Ausmaßen in etwa mit einer größeren Modelleisenbahn-Anlage vergleichen lässt. Das berühmteste Modell dieser Art war das 1786 fertig gestellte, ca. 26 qm große *Relief der Urschweiz* des Luzerner Aristokraten und pensionierten Generals Ludwig Pfyffer von Wyer (1716-1802). Pfyffers Relief gehörte bis ins frühe 19. Jahrhundert zu den Hauptsehenswürdigkeiten der Schweiz; kaum ein Reisender versäumte seinen Besuch. Die große Faszination, die von dieser Kunstform ausging, erweist sich bei näherer Betrachtung als die des *Überblicks* oder der *Vue d'oiseau* über die (große) Natur. Mit Hilfe des Basreliefs gelang, was draußen im Gelände nicht möglich war: im Sinne der rationalistischen Rahmenschau die Zusammenschau des Verstreuten zwecks Gewinnung von klarer Erkenntnis. Das Relief bot so ein Lernmodell für die symbolische Aneignung von Landschaft und damit für die „Domestizierung der wilden Natur durch den bewundernden Blick“ (Monika Wagner). Gleichzeitig bestand ein essentieller Zusammenhang zwischen dem Überblick und der Idee der Freiheit, wenn etwa Louis-Sébastien Mercier 1785 über Pfyffers Modell notiert, er begreife jetzt, warum der Despotismus in den Alpen niemals habe Fuß fassen können; angesichts der Berge könne kein Zweifel bestehen, dass niemand mit dem Vorrecht geboren werde, über andere zu herrschen. Waren die Rezipienten der 1780er Jahre vor allem auf das Erlernen von Methoden der visuellen Bemessung und Beherrschung aus, die sie dann in der freien Natur erproben wollten, so lehnten die schon seherfahrenen Besucher seit den 1790er Jahren, denen es nun in erster Linie um eine Entgrenzung des Blickes ging, Pfyffers Relief verstärkt als Kuriosität ab. Den Wandel der Rezeption des Basreliefs und damit den Wandel des visuellen Instruments ‚Überblick‘ zwischen 1779 und 1808 in der Reiseliteratur nachzuzeichnen, ist Ziel meines Vortrags.

Sektion IX: Fall und Fallgeschichte: Der Mensch als Sache anthropologischer Diskurse

Sektionsleitung: Jun.-Prof. Dr. Dr. Yvonne Wübben (Bochum)

Ort: Thomasius-Zimmer, IZEA Haus 54/Freylinghausen-Saal, Hauptgebäude

Zeit: Freitag 01.10., 11.30 Uhr – Sonntag 03.10., 12.30 Uhr

In der anthropologischen Wende des 18. Jahrhunderts spielt die Sache des Menschen eine besondere Rolle: in Erfahrungsseelenkunde und Literatur (Briefroman, Drama, Autofiktion, Kurzprosatext) steht der Mensch als individueller Fall zur Diskussion, an dem sich zugleich eine Regel oder etwas Allgemeines zeigen soll. Dafür greift die Aufklärung auf juristische, populäre (moralische) oder medizinische Fall-Sammlungen der Frühen Neuzeit zurück (auf die *narratio facti* oder *historia morbi*), um sie den veränderten Bedürfnissen und neuen wissenschaftlichen, vor allem anthropologischen Erkenntnissen anzupassen. Zugleich bilden sich in der Literatur entsprechend neue Erzählweisen aus, die zwischen psychologischer Auktorialisierung und pathologischer Personalisierung alle Register ziehen. Bleiben indes die topischen Muster von frühneuzeitlichen Sammlungen und anthropologischen literarischen Fallgeschichten dieselben oder verändern sie sich? Neben Geschichte, Theorie und Epistemologie des Falls legt die Sektion deshalb den Schwerpunkt auf das Verhältnis von Narration, Medien und Episteme. Dabei sollen Aufzeichnungsformen, Schreibszenen, Kompilations- und Sammelpraktiken untersucht werden, die es erlauben, den Fall und die Fallgeschichte in der materialen bzw. literalen Kultur der Aufklärung zu situieren.

1. Die Ästhetik der psychologischen Fallgeschichte

Ass. Prof. Robert Leventhal (USA-Williamsburg/ Wolfenbüttel)

01.10., 11.30 Uhr, Thomasius-Zimmer (IZEA)

“The Aesthetics of the Psychological Case History” explores the question of how the psychological case-history as a modern genre institutionalized by Moritz, Herz and Schiller in the 1780s became an object of aesthetic and literary discourse, one that supplants the purely medical case-history and infuses it with an aesthetic dimension utterly absent before that time. While recent scholarship has focused almost exclusively on the psychological case-history’s genealogy, or as genre of the anthropological discourse, an aesthetic-cultural interest is very much at stake in the production and reception of this genre in the 1780s. On the faultline between medicine, psychology and aesthetics in the texts of Moritz, Herz, and Schiller, the psychological case-history becomes an aesthetic object and a medium of aesthetic cultivation precisely at the moment when the narration of the psychological dimensions of illness is related back to a contextualized life-history, and the unique person emerges as understood as a historically bound spiritual and corporeal unity (*der ganze Mensch*).

2. Der Mensch als epistemisches Ding? Forschungsprogramm und Forschungspraxis im Fallgeschichten-Anhang zu J.G. Krügers *Versuch einer Experimental-Seelenlehre*

Prof. Dr. Nicolas Pethes (Bochum)

01.10., 12.10 Uhr, Thomasius-Zimmer (IZEA)

Die anthropologischen Programmschriften der Aufklärung beruhen nicht zuletzt auf dem Anspruch, mittels empirischer Methoden den ‚ganzen Menschen‘ in den Blick zu nehmen. In der Terminologie der modernen Wissenschaftstheorie müsste es damit um die Konstruktion des Menschen selbst als „epistemisches Ding“ gehen. Die zeitgenössische Forschungspraxis

bleibt aber auf Partikularisierungen angewiesen und hat stets einzelne physiologische Prozesse zum Gegenstand, so dass die Semantik des ganzen Menschen hier eher als Störung (oder „technisches Ding“) erscheint. Einen analogen epistemologischen Hiatus weist auch das zentrale Aufzeichnungsmedium für anthropologische Versuchsanordnungen, die Fallgeschichte, auf, in der Einzelbeobachtung und Generalisierungsanspruch ebenfalls in einem Spannungsverhältnis stehen. Der Vortrag wird diesen Problemzusammenhang am Beispiel von Johann Gottlob Krügers „Versuch einer Experimental-Seelenlehre“ von 1756 entfalten. Krüger formuliert hier zunächst das Programm, Versuche mit der menschlichen Seele anzustellen, verschiebt es dann im Sinne des commercium auf physiologische Versuche und lagert es schließlich aus ethischen und pragmatischen Erwägungen gänzlich auf ein bereits existierendes Korpus medizinischer Fallgeschichten aus, das im Anhang des Buchs ausführlich dokumentiert ist. Diese Textstruktur soll als simultane Bewegung einer Etablierung und Umgehung des Menschen als empirischem Forschungsgegenstand in der Aufklärung analysiert und Krügers Auswahl zeitgenössischer Fallgeschichten hinsichtlich ihrer Implikationen für das anthropologische Wissen der Zeit beleuchtet werden. Auf diese Weise kann gezeigt werden, wie die „Sache“ der Aufklärung, die Programmatik des ‚ganzen Menschen‘, in einen Widerstreit mit den zur Unterstützung dieser Programmatik erforschten „Sachen“, den epistemisch konstruierten Dingen, gerät.

3. **Der Kasus zwischen Individuum und Paradigma: Fallgeschichten von Hoffmann bis Pinel**

Prof. Dr. Christiane Frey (Chicago)

01.10., 15.00 Uhr, Thomasius-Zimmer (IZEA)

Dieser Beitrag geht von zwei Beobachtungen aus: 1. dem zunehmenden Interesse am Individuum in medizinischen und psychologischen Fallgeschichten des 18. Jahrhunderts; 2. einer formalen „Paradigmatisierung“ des Genres der Fallgeschichte. Über den epistemischen Wandel um 1800 und das neue Verhältnis von Fall und Individuum (Foucault), wie es sich etwa in der zeitgenössischen Medizin zeigt, ist in den letzten Jahren viel geschrieben worden. Unberücksichtigt blieb dabei die Tatsache, dass sich die Fallgeschichte (ob als *casus* oder etwa *historia morbi* bezeichnet) von Hoffmann bis Pinel auch formal verändert. Ausgehend von Jolles und Lotman lässt sich zeigen, dass und inwiefern in der medizinischen Fallgeschichte zwei Ebenen voneinander zu unterscheiden sind, nämlich die syntagmatische (die mehr oder weniger typisierte Abfolge der Stadien einer Krankheit) von der paradigmatischen (das jeweils Spezifische der im Syntagma austauschbaren Momente). Anders als zu erwarten wäre, lässt sich an medizinischen Fallgeschichten des 18. Jahrhunderts beobachten dass das, was die Fallgeschichte zum „Fall“ macht, ihr Syntagma ist, während sie in dem Masse zur „Geschichte“ wird, in dem sich ihr Paradigma entfaltet. Die Subsumtion unter ein Allgemeines findet zunächst, formal gesprochen, über das Syntagma statt. Genau das ändert sich jedoch im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: die Fallgeschichten tendieren zu einer Entfaltung und Aufladung gerade ihrer paradigmatischen Momente. Diesen Veränderungen soll in diesem Beitrag genauer nachgegangen werden. Erhellte werden soll dabei das historisch wandelbare Verhältnis von jener Form des Wissens, die die Fallgeschichte ist, und jenen allgemeinen epistemischen Verschiebungen, die für das Verständnis der als wissenschaftlich geltenden Techniken der Beobachtung des Menschen von Bedeutung sind. Erhofft ist damit auch ein neuer Blick auf die Frage nach dem Verhältnis von Individuum und Fall um 1800.

4. ***Totus homo* oder *ganzer Mensch*? Zum Auftakt der Anthropologie an der Universität Halle**

Dr. Stefan Borchers (Berlin)

01.10., 15.40 Uhr, Thomasius-Zimmer (IZEA)

Nicht erst die Spätaufklärung wirft die Frage nach dem ‚ganzen Menschen‘ auf, sondern schon in den 1740er Jahren nimmt eine Gruppe ‚Vernünftiger Ärzte‘ an der Universität Halle Anstoß an der Scheidung des Menschen in *res cogitans* und *res extensa*. Als Hintergrund ihres Interesses am ‚ganzen Menschen‘ ist die besondere Konstellation von Medizin, Philosophie und Theologie in Halle benannt worden, vor allem die Medizinerschulen Friedrich Hoffmanns und Georg Ernst Stahls, der philosophische Thomasianismus und Wolffianismus sowie der halle-sche Pietismus. Als besonders schlagend wird allgemein empfunden, dass Thomasius bereits 1691 anmahnt, man müsse vor allem anderen aufklären, „was der gantze Mensch sey.“ Doch ist damit keineswegs der terminus a quo der anthropologischen Wende der Aufklärung ausgemacht. Vielmehr lässt sich zeigen, dass sowohl Thomasius als auch Hoffmann und Stahl noch ganz im Bann einer überkommenen christlichen Anthropologie stehen und ein prä-cartesianisches Modell des Menschen favorisieren, das sich mit Luthers Schlagwort vom „totus homo“ belegen lässt. Die lutherische theologische Anthropologie geht davon aus, dass der Mensch als leibseelische Einheit erschaffen wurde und sich als solche auch fortpflanzt, wohingegen die Glaubenslehren des römischen und des reformierten Bekenntnisses – ebenso wie der Cartesianismus – den Ursprung des Körpers von dem der Seele trennen. So macht die dem Luthertum eigentümliche Konzeption einer Fortpflanzung des Menschen „nach Leib und Seele“ die Zeugungslehre zu einem Schibboleth in Sachen Anthropologie – auch und gerade in Halle. Zwischen der lutherischen totus-homo-Anthropologie einerseits und der cartesianischen Substanzentrennung andererseits vermittelt die Hypothese von der zwischen Körper und Seele waltenden prästabilierten Harmonie, die in Halle einflussreich von Christian Wolff vertreten wurde. Sie garantiert die Einheit und Ganzheit des Menschen durch das Postulat seiner psychophysischen Präexistenz seit den Tagen der Schöpfung und schafft damit die Voraussetzung für eine „Umbesetzung“ der lutherischen totus-homo-Lehre zu jener neuen Anthropologie des ‚ganzen Menschen‘, der sich die ‚Vernünftigen Ärzte‘ verschreiben.

5. **Der eigene Zeuge. Selbstthematization in juristischen Fallgeschichten und Kriminalerzählungen des 18. Jahrhunderts**

PD Dr. Thomas Wegmann (Berlin)

01.10., 16.40 Uhr, Thomasius-Zimmer (IZEA)

Schillers Erzählung über den *Verbrecher aus verlorener Ehre* scheint einem aufklärerischem Programm zu folgen: der anthropologischen wie gesellschaftlichen Inklusion des Verbrechens über den Verbrecher, über seine Biographie und vor allem über sein Geständnis. Seine ‚wahre Geschichte‘ erscheint zu einer Zeit, in der die Folter, ursprünglich ein Instrument zur Erzeugung von Geständnissen, auch rechtsphilosophisch zunehmend diskreditiert wurde, was mindestens zweierlei indiziert: erstens das Umstellen von Fremd- auf (vermeintliche) Selbstkontrolle, zweitens die Internalisierung und damit die Invisibilisierung des Geständnismotivs. Nämliches gilt auch für das Tatmotiv, weswegen man sich verstärkt für das nunmehr individualisierte Warum zu interessieren beginnt; doch genau das muss nun über verschiedene Techniken erst einsichtig gemacht werden. Dazu zählen Formen der Selbstthematization des jeweiligen Delinquenten, die sowohl in Gerichtsprozessen als auch in der Verbrechensaufklärung und -darstellung einen quantitativ und qualitativ neuen Stellenwert erhalten. Eine bloße *narratio facti* jedenfalls scheint all dem nicht mehr zu genügen; stattdessen werden die Straftaten zunehmend vor dem biographischen Hintergrund des Täters als je individueller Fall verhandelt – und das mit anthropologischem Anspruch. Gleichzeitig beginnen sich juristisch grundierte

Pitavalgeschichten und literarische Kriminalitätserzählungen ausdifferenzieren. Der Beitrag untersucht, welche Rolle dabei jeweils die Selbstthematisierung als spezifische Sache der Aufklärung einnimmt und wie sich die Konkurrenz von Zeugenaussagen und Geständnis des Angeeschuldigten darstellen bzw. dargestellt werden. Geht es darum, in der Rekonstruktion des Verbrechens den Täter zu seinem eigenen Zeugen zu machen, ihn also Tathergang und Täter von einem anderen Selbst bzw. aus einer anderen Perspektive beobachten zu lassen und ihn damit in einen Beobachter zweiter Ordnung zu transformieren? Und wird der Täter durch diesen Akt, der sich als posthume Re-Lektüre der begangenen Tat fassen lässt, zum Autor seiner eigenen Taten und zum Generator eines spezifischen Textes?

6. **Über die Rolle des Beispiels in den philosophischen Überlegungen Kants**

Anna Szyrwińska M.A. (PL-Warschau)

01.10., 17.20 Uhr, Thomasius-Zimmer (IZEA)

Immanuel Kant präsentiert in seinen philosophischen Schriften neben den theoretischen Überlegungen auch eine Reihe von aus dem Leben gegriffenen Alltagsgeschichten. Einige dieser Geschichten dienen dazu, die kantsche Theorie zu bestätigen, andere sollen den Leser auf die Schwierigkeiten mit der Anwendung der Theorie in der Praxis aufmerksam machen, und noch andere scheinen sogar darauf hinweisen, dass Ausnahmen von der Theorie auftreten können. Die richtige Interpretation der von Kant vorgestellten Geschichten soll der wesentliche Teil der Erforschung seiner Philosophie sein. Jedoch ist zum treffenden Verständnis der kantschen Beispiele die Berücksichtigung von vielen Elementen notwendig. Man muss zum Beispiel folgende Fragen beantworten:

- welche der Beispiele sind unabhängige Ideen Kants und welche waren schon früher von anderen Philosophen benutzt, wie ist die Geschichte ihres Entstehens und in welchen Werken waren sie eventuell beinhaltet?
- haben sich die kantschen Beispiele wegen der Entwicklung der Technik und der Änderung der Sittlichkeit desaktualisiert?
- wie sind die einzelnen Beispiele konstruiert?
- und wofür brauchte sie eigentlich Kant?

In meinem Referat möchte ich mich auf die Funktion der Beispiele in der kantschen Moralphilosophie konzentrieren, ihre Klassifikation und die wahrscheinliche Geschichte ihres Entstehens vorstellen, so wie auch über die Interpretationsschwierigkeiten berichten. Die Schriften Kants, worauf ich mich berufen möchte, sind die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“, die „Metaphysik der Sitten“ und „Über ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu Lügen“.

7. **Vom Exempulum der Treue zum Skandalon: der Graf von Gleichen-Stoff in der Literatur des 18. Jahrhunderts**

Dr. Jesko Reiling (CH-Bern)

02.10., 11.30 Uhr, Thomasius-Zimmer (IZEA)

Erstmals im 16. Jahrhundert in der Exempelsammlung *Locorum communium collectanea* von Johann Manlius festgehalten, galt der Bericht über den Grafen von Gleichen lange Zeit als Beispielerzählung für die vorbildliche Treue und Liebe der Ehefrau: Gefangen genommen auf einem Kreuzzug im Morgenland, wird der Graf nach 20 Jahren Haft durch eine schöne Sultanstochter befreit, die er deswegen heiratet. Gemeinsam mit der Orientalin kehrt der Graf zu seiner ersten Ehefrau heim, die aus Dankbarkeit freudig in die Ehe zu Dritt einwilligt. Während um 1700 das Interesse für diesen Stoff eher gering war – auch wenn sich so unterschiedliche Autoren wie Hofmann von Hofmannswaldau und Pierre Bayle (und etwas später dessen Übersetzer Johann Christoph Gottsched) damit beschäftigten –, häuften sich um 1800 die

literarischen Bearbeitungen dieser erst von den Brüdern Grimm als ‚Sage‘ definierten Erzählung. Verschiedene Autoren wie etwa Johann Jakob Bodmer, Johann Wolfgang Goethe, Friedrich Leopold von Stolberg, Johann Karl August Musäus oder Achim von Arnim waren von der Erzählung fasziniert und nutzen sie, um empfindsame Freundschafts-, Liebes- und Ehekonzepte zu modellieren und auf den Prüfstand zu stellen. In Goethes *Stella* wird 1775/76 das Exemplum der Treue zum Skandalon für die Zeitgenossen, andere Darstellungen der Menage à trois erregten die Gemüter jedoch nicht. Aus produktions- und rezeptionsästhetischer Perspektive sollen die Bearbeitungen des Gleichen-Exempels in den verschiedenen literarischen Genres (etwa Drama, Ballade, Epopöe oder Lexikonartikel) in den Blick genommen und mögliche Gründe für die divergierende Rezeptionsweisen analysiert werden.

8. **Faktoid und Fallgeschichte: Medizinische Fallgeschichten des siebzehnten und frühen achtzehnten Jahrhunderts im Lichte frühneuzeitlicher Lese- und Aufzeichnungstechniken**

Fabian Krämer M.A. (Berlin)

02.10., 12.10 Uhr, Thomasius-Zimmer (IZEA)

Die laufende Diskussion der Konsequenzen, welche die Verwendung humanistischer Lese- und Aufzeichnungstechniken für das Kompilieren naturkundlicher Texte der Frühen Neuzeit hatte, hat unser Bild naturkundlicher Aktivitäten in der Frühen Neuzeit, welche sich auf diese Technologien stützten, verändert. In den einschlägigen Forschungsarbeiten zum Thema, wie etwa denen Helmut Zedelmaiers oder Ann Blairs, fungiert das *loci communes*-Buch als Metapher für das über weite Teile der frühen Neuzeit vorherrschende buchgebundene Verwalten von auf Lektüre oder eigener Anschauung basierenden ‚Faktoiden‘ aller Art. Das *loci communes*-Buch war ein Notizbuch, in welches Schüler und Studenten instruiert wurden, interessante Redewendungen, Meinungen, oder Tatsachenbehauptungen aller Art, auf die sie bei der Lektüre, auf Reisen oder im täglichen Leben stoßen würden, nach thematischen Örtern, *loci*, geordnet einzutragen, um so ein späteres Auffinden und neuerliches Verwenden zu ermöglichen. Fallgeschichten wurden bislang kaum aus dieser Perspektive untersucht, was insofern überrascht, als sie große formale Ähnlichkeiten mit anderen zwischen den Texten der Naturkundigen zirkulierenden ‚Faktoiden‘ aufweisen, die auf Parallelen auf der Ebene der ihnen zugrunde liegenden materiellen Praktiken verweisen. Der Vortrag geht diesen Ähnlichkeiten medizinischer Fallgeschichten, welche seit dem ausgehenden 16. Jh. zunehmend u.a. als empirische Bausteine für medizinische Publikationen verwendet wurden, mit Faktoiden anderer Disziplinen bis ins 18. Jahrhundert im Lichte der ihnen zugrunde liegenden Lese- und Aufzeichnungstechniken nach. Ausgehend von der in etlichen Auflagen veröffentlichten Sammlung seltener medizinischer Beobachtungen des Freiburger Stadtphysikus Johannes Schenck von Grafenberg (1530-1598), seinen *Observationes medicae, raras, novae, admirabiles et monstrosae*, und bis hin zu den ebenfalls im *observationes*-Format veröffentlichten Artikeln in der von 1670 an erscheinenden Zeitschrift der 1652 von Schweinfurter Ärzten gegründeten *Academia Naturae Curiosorum* wird die Entwicklung der medizinischen Fallgeschichte vom ausgehenden sechzehnten bis ins frühe achtzehnte Jahrhundert aus dieser Perspektive in den Blick genommen.

9. **(Sonder)Fall Jean Paul. Zu Figurationen post-mortaler Autobiographie**

Bastian Reinert, M.A. (USA-Chicago/Berlin)

03.10., 11.10 Uhr, Freylinghausen-Saal

Rousseaus *Discours sur les sciences et les arts* (1750) aktualisiert mit der berühmten Fabricius-Episode eine seit der Antike bekannte und spätestens seit der französischen Frühaufklärung durch die *Dialogues des morts* Fontenelles (1683) sowie Fénelons (1700) wieder bedeutende rhetorische Figur: die Prosopopöie. Der schon hier erkennbare literarische Innovationswille, der

den römischen Staatsmann und Feldherrn qua fingierter Rede ins Leben zurückholt, sowie andere Erzählexperimente (beispielsweise im *Emile*, 1762) mögen Rousseau für den anthropologisch versierten Jean Paul besonders interessant gemacht haben. Was im *Discours* als pathetisches Kunstmittel in den Dienst der Fundamentierung aufklärungskritischer Gesellschaftskritik gestellt wird, entwickelt Jean Paul alsbald zum literarischen Topos, der die vor allem von Gottsched, Bodmer und Lessing geführte Diskussion über den Begriff der Wahrscheinlichkeit auf die Probe stellt. Während Rousseau die posthume Perspektive noch als ein von antiker Autorität bezeugtes Korrektiv funktionalisiert, wird die post-mortale Narration in den für die Epoche mitunter ausgesprochen kühnen (auto)biographischen Versuchen des frühen Jean Paul als Erzählweise eingesetzt, die es auf die Durchbrechung streng rationalistischer Konzepte bestehender narrativer Systeme anlegt. Der schreibend vorweggenommene Tod, die Rede von Toten oder Scheintoten in Texten wie *Über die Schriftstellerei* (1782), *Meine Überzeugung, daß ich todt bin* (1789), *Meine lebendige Begrabung* (1790), *der Rede des toten Christus* (1790/1796) und der *Konjektural-Biographie* (1799) zielen als Verfremdungseffekt auf die massive Störung der ästhetischen Illusion. Die Fiktionalität des Textes wird nicht – wie in der zeitgenössischen Herausgeberfiktion geläufig – verschleiert, sondern geradezu ausgestellt. Als narrative Strategie gewinnen die emotionalen und kognitiven Effekte, die eine Irritation des Rezeptionsverhaltens provozieren sollen, ihre poetologische Relevanz also durch ein Verfahren, das die post-mortale Erzählinstanz zu Beginn der Moderne in ihrer Illusionen durchbrechenden Pose auch zur Reflexionsfigur der Erfahrung enttäuschter Gattungserwartungen macht. Ein Umstand, der rechtfertigen mag, Jean Paul selbst zum Gegenstand einer Fallgeschichte zu machen, die ihre Inspiration nicht zuletzt der Geschichte der psychoanalytischen Interpretation seines Werkes verdankt.

10. **Die gemeinsame Sache – Anthropologie und Ethnologie in der deutschen Spätaufklärung**

Han Vermeulen (Halle)

03.10., 11.50 Uhr, Freylinghausen-Saal

Über die Geschichte der Anthropologie und der Ethnologie im 18. Jahrhundert ist bereits vieles geschrieben worden, aber das Verhältnis zwischen diesen Disziplinen wurde noch nicht erforscht. In der Historiographie der Anthropologie wird die Entwicklung der Ethnologie kaum berücksichtigt, und vice versa. Das ist bemerkenswert, da sich beide Wissenschaften auf den Menschen und seine biologische sowie soziokulturelle Diversität konzentrieren. Die Fragen wären deshalb: Wie war das Verhältnis zwischen Anthropologie und Ethnologie zur Zeit der Aufklärung? Welche Verbindungen und Differenzen gab es hinsichtlich der Sache (das materielle Objekt), der Methode, der gegenseitigen Beziehungen und gelehrten Praktiken in zwei unterschiedlichen Wissensdomänen (*historia naturalis*, *historia civilis*)? Haben wir es hier mit Disziplinen im Sinne von etablierten Wissenschaften zu tun oder noch mit einer vorwissenschaftlichen Phase? Zur Klärung dieser Fragen problematisiert der Vortrag das Verhältnis zwischen Anthropologie und Ethnologie anhand der Kategorien Natur und Kultur, wie sie von Herder und Kant auf der einen Seite sowie Schläzer und Meiners auf der anderen diskutiert wurden. Der Vortrag konzentriert sich auf die deutsche Spätaufklärung, um das breite Wissensfeld, in dem sich das Verhältnis von Anthropologie und Ethnologie im 18. Jahrhundert entfaltet, in einer besonders prägenden Situation zu beschreiben.

Sektion X: Spielsachen und Luxusgüter: Zum Nutzen der unnützen Sachen

Sektionsleitung: PD Dr. Dominik Schrage (Dresden)

Ort: Russland-Zimmer, Hauptgebäude

Zeit: Freitag 01.10. 11.30 Uhr – Samstag 02.10., 12.10 Uhr

Den unnützen Sachen gegenüber sehen sich viele Aufklärer in einem Zwiespalt: Während die zweckfreie Beschäftigung mit den Spielsachen auf der einen Seite einen Unwert bedeutet, weil die Gelegenheit zu einer Besserung der Moral, der Lebensverhältnisse oder der Gesellschaft versäumt wird, werden auf der anderen Seite traditionelle religiöse oder moralische Verurteilungen des Nutzlosen aufgehoben. Vielfach entdeckt die Aufklärung den Nutzen des (vermeintlich) Nutzlosen: Zum einen verschaffe das scheinbar bloß vergnügliche Spiel eine nötige Erholung und Schule, besonders bei den Kindern, Aufmerksamkeit, Gemüt und Verstand. Zum anderen hätten die Spielsachen, ein unter dem Gesichtspunkt der Selbsterhaltung unnötiger Luxus, auch positive Effekte für die ihn bedienenden Handwerker und Fabriken. Der pädagogische und der ökonomische Nutzen der Spielsachen fallen zusammen in den Modepuppen und Puppenhäusern, in denen die Neuerungen der Warenwelt als verkleinertes Modell der spielerischen Neugier (nicht nur der Kinder) zugänglich und be-greifbar werden. Fragen lässt sich, welche Spiel-Sachen und Luxusgüter den Aufklärern vor Augen stehen, wenn sie deren Beitrag zur ihrer ‚Sache‘ kalkulieren. Fragen lässt sich weiterhin, wie sie mit dem genannten Zwiespalt umgehen, mit welchen Argumenten sie ihn zu schließen versuchen oder aus welchen Gründen sie ihn offenhalten.

1. **Das Spiel als Medium der Verhaltenskodierung in der Edukationsgrafik Daniel Nikolaus Chodowieckis**

Jasmin Schäfer, M. A. (Berlin)

01.10., 11.30 Uhr

Johann Bernhard Basedows *Elementarwerk* (Dessau, 1774) mit den Illustrationen Daniel Nikolaus Chodowieckis folgt einem enzyklopädischen Ansatz. In dem Themenspektrum des Buches, das in der unmittelbaren Umgebung des Kleinkindes beginnt und darauf aufbauend Kenntnisse wie etwa über die Natur, die Geschichte, die Religion, die Mythologie und die Rhetorik in Wort und Bild vermittelt, sind dem Kinderspiel im zweiten Kapitel die drei Tafeln V, VI und VII gewidmet. In vier Einzelszenen sind sie jeweils zu einem Tableau zusammengefügt; das Kinderspiel ist jedoch nicht als Abbild realen kindlichen Spiels gemeint, sondern fungiert als didaktisches Medium. Ausgehend vom Schaffensprozess des Künstlers, dessen Entwurf sich auf die Textvorlage des Philanthropen Basedow stützt und darauf aufbauend seine Bildsprache entwickelt, soll das Ziel meines Vortrages im ersten Teil zunächst die Darstellung der pädagogischen Absicht Basedows sein, die er mit dem Spielmotiv innerhalb seiner Erziehung verknüpft. Der Fokus sei hierbei auf die zwei Bildtafeln V und VI aus dem *Elementarwerk* gerichtet, die jeweils diverse Spieltypen wie das Grenadierspiel, das Blinde-Kuh-Spiel, den gemeinsamen Tanz der Mädchen und Jungen sowie das Spiel der Kinder unterschiedlichen Alters vorstellen. Im zweiten Teil soll darauf aufbauend die künstlerische Darstellung der Bildmotive analysiert werden, wobei der Fokus auf dem Blinde-Kuh-Spiel liegt. Anhand dessen soll exemplarisch aufgezeigt werden, wie sich Chodowieckis Bildfindung für das jeweilige Spiel zusammensetzt. Es ist auffällig, dass der Künstler bestimmte historische und zeitgenössische Bildtraditionen zitiert, diese jedoch für die kindlichen Adressaten so umformt, dass sie eine neuwertige Ikonografie für Kinder bilden und auf diese Weise als Sozialisierungsmedium dienen.

2. **Sein Glück aufs Spiel setzen? – Pragmatik und Performanz sächsischer Lotteriedevisen des 18. Jahrhunderts**

Dr. Torsten Sander (Dresden)

01.10., 12.10 Uhr

„Der Segen des Herrn machet reich ohne Mühe“ lautet eine Devise, mit der ein Spieler der am 5. März 1714 ausgespielten Kurfürstlich Sächsischen Landeslotterie seine Lose zeichnete. Tatsächlich wurde sein ins Glücksspiel gesetztes Gottvertrauen mit einem beträchtlichen Gewinn belohnt. Aus heutiger Sicht erscheint diese Episode zunächst kaum spektakulär. Bei genauerer Betrachtung erweist sie sich jedoch als spannungsreiche Formation ökonomischer wie auch sozio-kultureller Entwicklungen: das im 18. Jahrhundert weit verbreitete Lotteriewesen wurde begleitet von einem lebhaften Diskurs zur moralisch-sittlichen Integrität sowie dem gesellschaftlichen Nutzen dieser Form des Glücksspiels. Weil es aus philosophisch-theologischer Sicht fragwürdig, unter kameralistischen Gesichtspunkten wiederum vernünftig erschien, die Verbesserung gesellschaftlicher Verhältnisse unter Umständen dem spielerischen Zufall zu überlassen, avancierte die Lotterie – und mit ihr die rationale Durchdringung von Glück und Unglück – zu einer vielfach diskutierten Sache der Aufklärung. Was es im Einzelfall heißen konnte, mit dem Kauf eines Loses sein Glück selbst in die Hand zu nehmen und es dabei buchstäblich aufs Spiel zu setzen, davon zeugen die in ihrem hermeneutischen Gehalt bislang kaum beachteten Lotteriedevisen, welche in Sachsen zahlreich dokumentiert sind. Vor dem Hintergrund der zu beleuchtenden Debatten zum Lotteriespiel interessieren zunächst die sprachlichen Motive, mit denen Loseigner die irrationalen Gesetzmäßigkeiten des Zufalls zu beeinflussen, moralische Diskrepanzen zu überwinden sowie die Rechtmäßigkeit ihres Spiels zu legitimieren suchten. An Hand exemplarischer Querschnitte von Ziehungslisten der Kurfürstlich Sächsischen Landeslotterie (1713–1755) ist es möglich, sowohl phraseologische Konstanten dieser „Grammatik des Glücks“ (Benjamin 1928) wie auch Entwicklungsverläufe dieser der Alltagskultur entsprungenen Sinnsprüche nachzuzeichnen. Neben diesen erfolgsorientierten Handlungs- und Entscheidungsmaximen interessiert zugleich der damit verbundene performative Prozess. Denn mit jedem Lotterielos eröffnete sich ein in seinen Abläufen nicht planbarer und für jeden Loseigner einheitlich hergestellter Spiel-Raum, der mit einer Devise schließlich doch noch individuell konnotiert werden sollte.

3. **„Mon plaisir“ ist Herrschaft über Puppen. Die einzigartige Puppenstadt der Auguste Dorothea von Schwarzburg-Arnstadt (1666-1751)**

Prof. Dr. Barbara Potthast (Stuttgart)

01.10., 15.00 Uhr

Einer der Marschälle des sechzehnjährigen Ludwig XIV. soll, so ist überliefert, dem jungen Souverän beim Blick aus dem Palastfenster das unten versammelte, puppenhaft winzige Volk gezeigt und dabei bemerkt haben: „Das ist Ihr Volk, welches Ihr Eigentum ist, mit dem Sie nach Belieben schalten und walten können.“ Zwerge, Puppen und Puppenspielzeug gehören zum festen Motiventar bei der Darstellung und Selbstdarstellung absolutistischer Herrschaft. Im Bild vom Fürstenstaat als Spielzeugwelt ist der rechtliche Tatbestand ausgedrückt, dass der Souverän als oberster Richter das Volk wie Gegenstände („Sachen“) behandeln kann. In kritischer Perspektive bringt das Bild vom Puppenstaat die zynische Saturiertheit der Fürsten zum Ausdruck, die zum Zeitvertreib mit ihren Untertanen wie mit Puppen spielen. Auguste Dorothea von Schwarzburg-Arnstadt war die Tochter desjenigen absolutistischen Herrschers, der den Anspruch erhob, der deutsche Ludwig XIV. zu sein: Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg. Auguste kreierte – freilich mit zahlreichen Helfern – eine riesige Puppenstadt mit über 400 Puppen, die ein weltweit einzigartiges Kunstwerk darstellt, das bisher kaum wissenschaftliche Beachtung gefunden hat. Die Stadt mit dem Namen ‚mon plaisir‘,

bestehend aus zahlreichen, detailgetreu ausgestatteten Räumen, Gebäuden, Plätzen und Gärten, war nie als „Spielsache“ gedacht, sondern als Schaustück und Kunstobjekt. Die Gräfin von Arnstadt zeigt Adel, Bürgertum, Bauern und Klerus einer kleinen Residenzstadt in alltäglichen Lebenssituationen: die Beschließerin Wäsche sortierend, die Ursulinerin vor dem Altar betend, die Händler auf dem Jahrmarkt ihre Waren anpreisend. Bisher ging man davon aus, dass hier ein detailgetreues Abbild des Lebens einer kleinen Residenzstadt in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entworfen wird. Mein Beitrag will diese Auffassung hinterfragen. Auguste Dorotheas Schöpfung soll symbolisch statt mimetisch gedeutet werden; dabei will ich literarische Zwergen- und Puppenwelten der Zeit nach ihren Konzeptionen von Herrschaft und Gesellschaft befragen und mit ‚mon plaisir‘ in Beziehung setzen. Zu untersuchen ist dabei vor allem Romanliteratur des Barock und der Aufklärung: die höfischen Romane, Abenteuerromane und Utopien (Anton Ulrich, Swift, Defoe, Schnabel).

4. **From the Joujou to the Stilt Shoe: Modeling Innovation in the *Journal des Luxus und der Moden***

Ass. Prof. Angela Borchert (CDN-London)

01.10., 15.40 Uhr

In 1797, Carl August Böttiger became co-editor of one of the longest running European fashion journals, Friedrich Justin Bertuch's *Journal des Luxus und der Moden* (1786-1827). The journal initially not only succeeds due to a didactic and entertaining presentation of information, most useful in sociability, but also due to a unique philosophy of modeling innovation. By comparing Bertuch's presentation of a toy, the Joujou de Normandie, with Böttiger's reading of high stilt shoes, the paper analyzes how Bertuch's focus on the contemporary object of luxury and Böttiger's popularization of antiquarian knowledge about objects of luxury follow a parallel pattern. The editors employ curiosity for eclectic "useless" information from a range of discourses, including anthropological, sociological, ethnographical and scientific, to model comparative analysis. They choose to present concrete objects to illustrate that play with a toy, physically and virtually, assists in a multidimensional, interdisciplinary, eclectic and comparative exploration, which in turn, if taken fundamentally historically, facilitates an understanding of innovation. This modeling of innovation appears calculatedly non-gendered, unusual for a fashion journal. One factor here might be the dominance of the anthropological and aesthetic interest in play. Similar to Lord Kane's understanding of curiosity and an aesthetic of newness, Bertuch's and Böttiger's presentations imply that pleasure in the unexpected particularly defines play. Thus the lively form of presentation, found in the choice of genres (essay, anecdote), range of tones (serious to satire) and aesthetic modes (naïve to grotesque), invites the exploration of aesthetic innovation. Surprise becomes the common denominator for play with the object and with the form, and for modeling innovation.

5. ***Ein Denkmal des deutschen Geschmacks und Kunstfleißes? Prachtausgaben um 1800***

Prof. Matt Erlin (USA-St. Louis)

01.10., 16.40 Uhr

Die Trauerfeier für Christoph Martin Wieland im Jahr 1813 stellte eine angemessene Ehrung für einen der bekanntesten Schriftsteller in Deutschland dar. Die ausführliche Beschreibung, die im *Deutschen Museum* veröffentlicht wurde, verweilt bei den ungewöhnlichen Farben und seltenen Stoffen der ausgestellten Objekte – das weiße Totenhemd aus Musselin, die blaue Seidendraperie, die weißen und roten Kissen. Jede dieser Farben repräsentiert eine gesellschaftlich akzeptable Form des Luxus, mit der Absicht, den Künstler zu ehren und seine Bedeutung zu bezeugen. Das gleiche gilt für die literarischen Werke, die zugleich mit dem Leichnam ausgestellt wurden, um an die künstlerischen Leistungen des Toten zu erinnern – prächtige Lu-

xusausgaben des *Musarion* und *Oberon*, gedruckt bei zweien der damals bekanntesten Verleger. Diese Details in der Beschreibung von Wielands Trauerfeier sind vielsagender als der einfache Hinweis auf die Beliebtheit dieses frühen kanonischen Autors der deutschen Literatur. Die auffällige Erwähnung zweier literarischer Werke neben der Aufzählung prächtiger Luxusgüter macht auf einen Aspekt der Buchgeschichte aufmerksam, der in der Forschung bislang wenig Beachtung gefunden hat. Während Luxuseditionen in der Goethezeit bislang fast ausschließlich im Rahmen der Verlags- und Buchgeschichte betrachtet wurden, legt der Detailreichtum der Beschreibung nahe, dass sie auch im größeren Kontext der Entstehung der modernen Konsumgesellschaft gesehen werden können – oder präziser: als Gegenstand in der Aufklärungsdebatte über die Konsequenzen dessen, was als rasante Ausbreitung von Konsum und Luxus empfunden wurde. In meinem Vortrag werde ich darstellen, welche Rolle Prachtausgaben in der Diskussion um akzeptablen und inakzeptablen Luxus gespielt haben. Es ging in dieser Diskussion um die Frage, ob Luxus entweder eine gefährliche Verschwendung oder Zeichen eines legitimen, kultivierten Wohlstands sei. Ich möchte damit zweierlei erreichen. Zum einen möchte ich zeigen, dass neue Einsichten in die Buchgeschichte auf der Wende zum 19. Jahrhundert gewonnen werden können, wenn die Entwicklungen im Druck- und Verlagswesen auf dem Hintergrund der Konsumkultur gesehen werden. Zum anderen soll die aktuelle Forschungsdiskussion erweitert werden, die sich in dieser Hinsicht bislang mehr den Themen der individuellen Selbst-Inszenierung und Standeszugehörigkeit gewidmet hatte, ohne dem nationalen Kontext der Konsumgeschichte in Deutschland ausreichend Rechnung zu tragen.

6. **Luxus und Habitus am Beispiel der Sammlungen des Prince de Conti: zur Nützlichkeit aristokratischer Sammlungen im Frankreich der Aufklärung**

Dr. Frédéric Bußmann (München)

01.10., 17.20 Uhr

In dem für die Sektion „Spielsachen und Luxusgüter: Zum Nutzen der unnützen Sachen“ angekündigten Vortrag zu Luxus und Habitus des Adels im Frankreich des ausgehenden Ancien Régime soll das schwierige Verhältnis von Adel und Aufklärung am Beispiel von Kunstsammlungen betrachtet werden. Sammlungen gehörten im fürstlichen Haushalt zu den Ausgaben des Luxus, den *menus plaisirs*. Diese oft verschwenderischen Aufwendungen beziehen als Teil des Habitus der französischen Hocharistokratie ihre Legitimation aus dem Bedürfnis der Elite, sich im Sinne des aristotelischen Magnifizenzbegriffs von anderen sozialen Schichten abzugrenzen. Luxus ist ein konstitutiver Bestandteil der repräsentativen und zereemoniellen Aufgaben des Adels, der damit seine gesellschaftliche Position zu festigen suchte. Max Weber hat bereits in *Wirtschaft und Gesellschaft* auf diese Strategie zur Erweiterung des sozialen Kapitals hingewiesen: »Der ›Luxus‹ im Sinn der Ablehnung zweckrationaler Orientierung des Verbrauchs ist der für feudale Herrschichten nichts ›Überflüssiges‹, sondern eines der Mittel ihrer sozialen Selbstbehauptung.« In Zeiten zunehmender Herausforderung durch den wirtschaftlichen Aufstieg des Bürgertums und der Infragestellung der feudalen Ordnung durch Philosophen und Literaten sieht sich der vom König ebenso wie vom Dritten Stand bedrängte französische Adel genötigt, neue Legitimationsstrategien zu entwickeln und auch seine Distinktionsmittel auf die Herausforderungen anzupassen. Allerdings konnte sich der Adel im Zeitalter der Aufklärung nicht mehr allein auf seine traditionellen Werte und sozialen Verhaltensnormen zurückziehen, sondern musste diese durch Qualitäten wie Kultur und Bildung, die zentral für den Aufstieg der bürgerlichen Schichten wurden, anreichern. Im Vorfeld der französischen Revolution, so eine These des Vortrags, kommt es zum Versuch einer Neudefinition des adeligen Selbstverständnisses, in dem Teile des Adels feudale, höfische Werte und Normen mit Elementen der Aufklärung kombiniert und sich auf diese Weise gegen die aufkommende grundlegende Kritik an seiner gesellschaftlichen Dominanz zu verteidigen sucht. Neben dem sozialen Kapital bedient sich der Hochadel in Zeiten der Aufklärung kultu-

rellen Kapitals, um seine Stellung abzusichern. Er zeichnet sich durch seine Ausgaben unter anderem für Kunstsammlungen als Mitglied einer »élite des loisirs« aus, die in ihrem Lebensstil und ihrer »sociabilité du divertissement« sowohl Kultur und Reichtum als auch Unabhängigkeit von den »niedrigen« wirtschaftlichen und professionellen Beschäftigungen zeigt (Antoine Lilti). Die abstrakte Vorstellung von Kultur lässt sich anhand von Sachen bzw. Objekten beschreiben, die gekauft, gesammelt, geordnet und gezeigt wurden. Der Nutzen von Kulturgütern wie Kunstwerken, aber auch wissenschaftlich-technischer Sammelobjekte, Antiken oder allgemein Dingen des »guten Geschmacks«, erschließt sich erst vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Konventionen. Als Materialisierung sozialen Anspruchs entziehen sich Kulturgüter und Kunstsammlungen zuerst der Zweckrationalisierung und gehören damit ganz typisch in den Kreis der höfischen, auf Repräsentation bedachten Kultur. Am Beispiel der umfangreichen Pariser Sammlungen von Louis-Francois de Bourbon, Prince de Conti (1717-1776) – einflussreicher Cousin und später Widersacher Ludwigs XV., Kopf der französischen Geheimdiplomatie, Großprior des Malteserordens und wohl einer der widersprüchlichsten, darin aber prototypischen Vertreter des Hochadels in vorrevolutionärer Zeit – lassen sich die aufgeworfenen Fragen zur Materialität der Aufklärung aus einer adeligen Gegenposition heraus untersuchen, da sich der Adel keineswegs den intellektuellen und künstlerischen Entwicklungen im 18. Jahrhundert verschloss. Die Zusammenstellung und Präsentation von Sammlungen, das Zusammenwirken von Wissen und Geschmack kann bisweilen materieller Ausdruck einer Reaktion des Hochadels auf die Ideen der Aufklärung sein. Am Beispiel der Sammlungen des Prince de Conti soll die Funktion der Objekte, die Wandlung von Sammlungskonzeptionen und die Rolle des materiellen Luxus mit Blick auf das neue Leistungs- und Bildungsverständnis des zur Dominanz strebenden Bürgertums untersucht werden.

7. **Unterhaltungskonsum und Aufklärung. Zur Vermarktung und Kommerzialisierung des Vergnügens im Zeichen der aufgeklärten Vernunft**

HD Dr. Ulrich Rosseaux (Dresden)

02.10., 11.30 Uhr

Im Laufe des 18. Jahrhunderts veränderte sich die Unterhaltungskultur in grundlegender Weise. Ältere Formen korporativ eingehegten Vergnügens verloren an Bedeutung, während demgegenüber eine Vielzahl neuer Formen von – in der Regel – kommerzieller Unterhaltung in den Vordergrund trat. Dieses quantitativ stark expandierende Unterhaltungsgewerbe war in zweierlei Hinsicht eng mit dem Prozess der Aufklärung verwoben. Zum einen stellten sich die kommerziellen Schaustellungen des 18. Jahrhunderts in ihrer Mehrheit selbst als Materialisierungen aufklärerischer Vorstellungen dar, indem sie den volkspädagogischen Mehrwert des jeweils Gezeigten in besonderer Weise betonten. Wachsfigurenkabinette mit den Figuren wichtiger Herrscher wurden daher ausdrücklich als sinnlich erfahrbare und im wortwörtlichen Sinn verkörperte Geschichte und Politik vermarktet, die Vorführungen von Zwergen oder Riesen präsentierten sich als Konkretionen der Physiognomie, die Zurschaustellungen von exotischen Tieren oder Menschen fungierten ganz selbstverständlich als biologische oder anthropologische Belehrung und Erbauung und kommerzielle Ballonfahrten schließlich waren Manifestationen des Triumphes von Vernunft und Wissenschaft über die Schwerkraft, um nur einige Beispiele zu nennen. Zum anderen entwickelte sich darüber, ob diese Selbstbeschreibungen und Vermarktungsstrategien von Schaustellern tatsächlich als plausibel gelten konnten, ein intensiv geführter medialer Diskurs, in dem die Normen und Maßstäbe einer der aufgeklärten Vernunft gemäßen Art des Unterhaltungskonsums entwickelt und diskutiert wurden. Dieses für Formen der Hochkultur wie Theater und Oper bereits hinlänglich bekannte Phänomen soll hier nun in seiner gesamten Breite in den Blick genommen werden. Dies zielt auf die Untersuchung der argumentativen Anpassungs- und Adaptionstrategien, die erforderlich waren, damit aus den a priori unter dem Verdacht der ökonomischen und sittlichen

Unnützlichkeit stehenden kommerziellen Unterhaltungsangeboten doch noch Sachen der Aufklärung werden konnten.

Sektion XI: Wertsachen: Ökonomie

Sektionsleitung: Prof. Dr. Martin Krieger (Kiel)
Ort: Kuratoriumszimmer Franckeplatz 1, Hauptgebäude
Zeit: Freitag 01.10., 11.30 Uhr – 18.00 Uhr

Bereits die frühe Aufklärung nimmt eine epochale Aufwertung der gehandelten Sache vor: Der Austausch von Waren verbinde und bereichere die Völker. Positiv bzw. moralisch neutral kann nun sowohl der ökonomische als auch der symbolische Umgang mit materiellen Werten eingestuft werden, so dass die Produktionsweisen und Prozesse der Wirtschaft ebenso an Aufmerksamkeit gewinnen wie Interieur, Mode, Schmuck, Bücher, Kunst. Von weitreichender Bedeutung für die Entstehung einer Marktgesellschaft ebenso einer Konsumgesellschaft ist die semantische wie mentale Verschiebung, die das bisher sündhafte Streben nach dem Besitz der Dinge zum ‚Interesse‘ adelt. Einigen Autoren gilt es bereits als eigentliche Antriebskraft des gesellschaftlichen Fortschritts, so dass der Fortgang der aufklärerischen ‚Sache‘ (auch) von der Zirkulation der Sachen abzuhängen scheint. Fragen lässt sich, wie die Sachen der Ökonomie und des Konsums werthaft besetzt werden, und zwar in einem nicht nur ökonomischen Sinne.

1. **Kunst als nutzbringendes Wirtschaftsgut, politisch wirksames Mittel oder den Menschen verderbendes Luxusgut? Sichtweisen der französischen und deutschen Kunst-kritik**

Dr. Dorit Kluge (F-Clermont-Ferrand)

01.10., 11.30 Uhr

In dem Vortrag soll die werthafte Besetzung von Sachen der Ökonomie und des Konsums anhand von Kunstwerken verdeutlicht werden. Das Entstehen von Markt- und Konsumgesellschaften bringt im Bereich der Kunst keinen Automatismus hervor, der zur semantischen und ideellen Aufwertung der als Konsumgut zirkulierenden Sache führt. Vielmehr ist zunächst eine starke Begriffsdifferenzierung im Bereich der Gattungen, Genres und Funktionen von Kunst zu beobachten. Den Kunstwerken werden dann in zunehmendem Maße eine ideelle und eine pragmatische Dimension zugeordnet: Kunst gilt als Aufklärungsinstrument und gleichzeitig als Wirtschaftsfaktor, der aktiv zur Volkswirtschaft einer Nation beiträgt. Kunstrezeption spielt sich zwar nach wie vor auf einer individuellen Ebene ab, doch steigt ihre kollektive Bedeutung beständig, woraus sich Entwicklungen auf dem Kunstmarkt (Kunstproduktion und -vertrieb) und in der Kunstpolitik (Betonung des Nationalen) erklären lassen. Sowohl die Ökonomie als auch die Politik haben in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts den neuen Wert der Kunst erkannt und in ihrem Sinne nutzbar gemacht. In diesem Sinne kann in Bezug auf das Kunstobjekt schließlich von einer „epochalen Aufwertung der gehandelten Sache“ gesprochen werden. Die Sichtweise auf ein Kunstwerk als Wirtschafts- und Konsumgut unterliegt im Verlauf des 18. Jahrhunderts in Frankreich und in Deutschland starken Schwankungen. Verdeutlicht werden kann dies anhand von Texten der französischen Kunstkritik ab 1747 und mit der in Deutschland etwas später einsetzenden Kunstkritik. Im Anschluss an eine grobe Skizzierung der französischen Positionen (La Font de Saint-Yenne, Rousseau) soll die Übernahme des französischen Gedankengutes und die gleichzeitig einsetzende Bestrebung zur Abgrenzung von ihr am Beispiel der Kunstkritik und Ästhetik in Deutschland (Sulzer, Gellert, Hagedorn) erläutert werden. Vor allem in Sachsen und Preußen ist innerhalb weniger Jahre ein radikales Umdenken zu beobachten. Bedingt durch die wirtschaftliche, politische und soziale Situation beider Länder erfolgt hier eine im Vergleich zu Frankreich beschleunigte und aktiv gesteuerte Aufwertung der Kunst.

2. **Koch gesucht: »kein Raisonneur, kein Spieler, Säufer und Flucher«. Stellenanzeigen im *Leipziger Intelligenzblatt***

Dr. Katrin Löffler (Leipzig)

01.10., 12.10 Uhr

Neben Verkaufsanzeigen für Güter aller Art – Immobilien, Bücher, Wanzenvernichtungsmittel – enthielten die Intelligenzblätter des 18. Jahrhunderts auch Stellenanzeigen, die bisher noch nicht genauer untersucht worden sind. Das Beispiel des *Leipziger Intelligenzblattes* soll zeigen, welche Aussagen dieses neue Medium über die Spezifik vormoderner Lohnarbeit ermöglicht: Welche Erwerbstätigkeiten wurden überhaupt annonciert, und wie wurde die menschliche Arbeitskraft als Gegenstand einer Marktbeziehung konturiert? Die Zeitungsanzeige bot beiden Seiten, dem Stellungssuchenden und dem Stellenanbieter, die Möglichkeit, die vorhandenen bzw. gewünschten Fertigkeiten darzustellen und Bedingungen zu formulieren. Oft machten die Stellenanbieter darüber hinaus Angaben zur Entlohnung, die neben Geld noch andere Leistungen wie Wohnen, Naturalien oder den Erhalt des Bürgerrechts umfasste. Auch Aussagen zum räumlichen Aspekt des Arbeitsmarktes sind möglich, die an die Frage nach Mobilität bzw. Immobilität der vormodernen Gesellschaft anschließen. Anders als auf dem Güter- und Kapitalmarkt lässt sich Arbeitsleistung nicht ohne weiteres normieren und ist eingebettet in soziale Verhältnisse und Reglements. Ein zweiter Schwerpunkt liegt daher auf der Untersuchung sozialer Faktoren, die sich in den Stellenanzeigen widerspiegeln. So scheinen beispielsweise unverheiratete oder verwitwete Frauen, die nicht wie Männer über institutionalisierte soziale Netzwerke verfügten, das neue Medium intensiv genutzt zu haben. Häufig werden aufschlussreiche Angaben zu Alter und Personenstand gemacht. Auch Aussagen zum sozialen und moralischen Wohlverhalten sind ein zentraler Bestandteil der Annoncen und erlauben Rückschlüsse auf relevante Probleme im Arbeitsverhältnis. Und schließlich ist drittens auch der mediale Aspekt von Interesse: In welchem Umfang wurden Stellenanzeigen veröffentlicht? Welche Vermittlungsleistungen bot das Intelligenz-Comtoir darüber hinaus an, und wie kamen Stellenanbieter und Stellensucher zusammen?

3. **Poetik des (Eigen-)Interesses: Diderots Erzählung *Les deux amis de Bourbonne* als literarisches Manifest der Aufklärung**

Konstanze Baron M.A. (Halle)

01.10., 15.00 Uhr

Wer ein Anliegen verfolgt, muss sich darum bemühen, andere Menschen für seine Sache zu gewinnen. Er oder sie muss Anhänger rekrutieren und Ressourcen (Affekte, Gelder o.ä.) mobilisieren – auch auf die Gefahr hin, dadurch die intellektuelle bzw. moralische Reinheit seines Anliegens zu korrumpieren. So gelangt man von der ‚Sache‘ zwar nicht direkt zu den ‚Sachen‘, aber immerhin zu den materiellen Voraussetzungen der Aufklärung und zu ihren ökonomischen Grundlagen. Im Französischen drückt sich dieser Sachverhalt in der semantischen Ambivalenz des Begriffs „intérêt“ aus: so bezeichnet der „intérêt“ zwar einerseits den objektiven Wert bzw. Gehalt einer Sache (z.B. eines Textes); andererseits ist die Vermittlung dieses Gehaltes jedoch notwendig darauf angewiesen, dass sich ein Subjekt findet, das sich für die betreffende Sache interessiert. Als „homme intéressé“ wiederum gilt den Franzosen nicht nur derjenige, der affektiven Anteil an einer (fremden) Sache nimmt, sondern der eigennützig seine persönlichen Zwecke verfolgt. Diderots Erzählung „Les deux amis de Bourbonne“ kann als eine meta-literarische Reflexion auf die Dialektik des „intérêt“ in der Literatur der Aufklärung verstanden werden. Die Geschichte der beiden Bauernsöhne Félix und Olivier wird gemeinhin als Beispiel für eine proto-realistische Darstellungsweise in der Literatur des 18. Jahrhunderts gelesen. Wie der Vortrag zeigen wird, geht es jedoch um weit mehr als die Vorwegnahme stilistischer Mittel des 19. Jahrhunderts: in einer komplexen Figur der Rückwendung des literari-

schen Textes auf seine eigenen Voraussetzungen fragt Diderot hier nach den subjektiven Bedingungen von Aufklärung. Damit rückt nicht nur das Problem der Wirkung, sondern auch das der materiellen Grundlagen des aufklärerischen Textes und seiner poetischen Wertschöpfungen ins Zentrum der Aufmerksamkeit.

4. **„Alchemistische“ Verschreibungen. Pharmazie als Geldmacherkunst**

Dr. Barry Murnane (Halle)

01.10., 15.40 Uhr

Zu den unübersichtlichsten Sachen der Aufklärung zählen vor allem ihre Medikamente. Um sie gruppieren sich viele Streitgebiete des 18. Jahrhunderts, u. a. zwischen empirischer Forschung und Wunderheilung oder die Ausdifferenzierung von Medizin und Wirtschaft, die sich um die Streitfigur des Kurpfuschers mit seinen Medikamenten gestaltet. Beobachtet man die Medikamente des 18. Jahrhunderts als Sachen der Aufklärung lassen sich Konzepte wie Praktiken in verwirrenden Variationen wieder finden. So lassen sich Medikamente als dispositive Streitsachen analysieren, um die sich die Professionalisierung und Verwissenschaftlichung der ehemaligen Arzneikunde des Apothekers hin zur eigenständigen wissenschaftlichen Disziplin um 1800 vollziehen konnten; dies gelingt aufgrund einer erfolgreichen Verabschiedung der alchemistischen Vorgeschichte der Arzneiproduktion und -lehre. In der aufkommenden Skepsis gegenüber vermeintlich alchemistischen Wundermitteln wie in der kritischen Auseinandersetzung mit den überlieferten *Materia medica* mit der Hoffnung, verlässliche Medikamente herstellen zu können, entstand die pharmazeutische Wissenschaft als genuines Produkt der Aufklärung. Neben dem wissenschaftlichen Streit entsteht jedoch ein zweiter Streitplatz: Apotheker und Ärzte sehen sich in einer Situation direkter wirtschaftlicher Konkurrenz, aus der eine Arzneiliteratur hervorgeht, die die jeweiligen Vorzüge konkurrierender Medikamente in wundervollen Begriffen rühmt. Damit kehrt das Wunder trotz der Rationalisierung der Arzneien im Laufe des Jahrhunderts als Topos der Pharmazie wieder hervor.

Zunächst soll die Lage um 1700 am Beispiel der Herstellung und Vermarktung von Geheimmitteln vor dem hier geschilderten doppelten Hintergrund der Rationalisierung und phantastisch anmutender Werbung analysiert werden. Erstens möchte ich zeigen, wie sich der Apotheker an der für die entstehende Pharmazie typischen, unübersichtlichen Schaltstelle zwischen der verwissenschaftlichten, von alchemistischen Prozeduren befreiten Herstellungsweise wie Organisation und einem durch die Sorge um Verkaufszahlen bemerkbaren wirtschaftlichen Interesse platziert. Aus dieser Wirtschaftlichkeit des Wissenschaftlichen wird gezeigt wie die alte alchemistische *Goldmacherkunst*, die auf konzeptueller Ebene abgelehnt wird, in der tatsächlichen pharmazeutischen *Praxis* der Aufklärungszeit diskursiv zu einer *Geldmacherkunst* gemacht wird, die in der Öffentlichkeit häufig mit Alchemie wieder verwechselt und kritisiert wird. Dies vollzieht sich durch den häufigen Rekurs auf den Verkaufsschlager der Wunderheilung. Ich möchte vorschlagen, dass diese Tradierung von Vorurteilen einerseits durch eine erkennbare Vermengung von Wunderglauben und medikamentöser Wirkung in den publizistischen Schriften der Pharmazie mit verursacht wird, so dass diese „Verschreibungen“ einerseits soziale Akzeptanz für die entstehende Disziplin schaffen, diese aber gleich wieder verspielen.

5. **Vom *Alamode Teufel* zur *Modesucht*? Wertungen des Konsums im langen 18. Jahrhundert**

Dr. Julia A. Schmidt-Funke (Mainz/Jena)

01.10., 16.40 Uhr

Die Publizistik der Aufklärungszeit erweckt den Eindruck, als seien die Menschen des 18. Jahrhunderts von einer ganzen Reihe merkwürdiger Süchte und Seuchen befallen gewesen: Reihenweise verfielen sie der Lesewut, der Mousselinpest oder der Putzsucht. Wo die Flug-

schriften des 17. Jahrhunderts noch den Teufel am Werk gesehen hatten, wurde nun „eine anhaltende oder herrschende ungeordnete Begierde“ (Adelung) nach verschiedensten Produkten und Dienstleistungen diagnostiziert, die „als eine Krankheit der Seele“ angesehen wurde. Es scheint so, als seien vormals diabolisierte Konsumpraktiken im Verlauf des 18. Jahrhunderts zunehmend pathologisiert worden. Ausgehend von dieser Beobachtung soll untersucht werden, (1) wann und in welchem Kontext die Rede von der Sucht bzw. Seuche aufkam, (2) auf welche Produkte und Dienstleistungen bzw. (3) auf welche Personengruppen sie sich bezog, (4) an wen sie sich richtete, (5) ob und in welchem Maß sie reale Veränderungen der Konsumgewohnheiten widerspiegelte, (6) inwieweit die in der Tradition der „Verteufelung“ stehende christlich fundierte Konsumkritik neben ihr fortbestand und schließlich, (7) ob sie ein europäisches Phänomen war. Diese Fragestellung soll es ermöglichen, Zeitpunkt und Umstände des im 18. Jahrhundert fassbaren Wandels der Wertungen und Gewohnheiten des Konsums näher zu bestimmen. Zugleich erlaubt sie es, die unter anderem zur Lesesucht, zur Spielsucht und zur Mode- und Luxusdebatte der Aufklärung bereits vorliegenden Forschungsergebnisse miteinander zu verbinden und auf diese Weise den zeitgenössische Diskussionszusammenhang zu rekonstruieren. Schließlich wird damit auch ein Blick auf die „Sache und Sachen der Aufklärung“ geworfen, der erhellen kann, wie die „Sache der Aufklärung“ in der Auseinandersetzung mit den „Sachen“ entstand, und aus dem sich zahlreiche Querverbindungen zu anderen Sektionen ergeben können.

Sektion XII: Kultobjekte: Reliquien, Fetische, Andachtsmedien

Sektionsleitung: Prof. Dr. Udo Sträter (Halle)

Ort: Amerika-Zimmer, Hauptgebäude

Zeit: Samstag 02.10., 15.00 Uhr – Sonntag 03.10., 11.50 Uhr

Das Projekt der Aufklärung versteht sich gemeinhin als ein Programm der Austreibung der Fetische, sie verleugnet ihren eigenen Bezug zum Fetisch. Die abergläubischen Bindungen an heilige Dinge sollen durch die Kraft der Vernunft überwunden werden. Dem Fetisch erliegen immer die Anderen. Doch „je antifetischistischer die mentale Haltung, desto fetischistischer die Praxis.“ (H. Böhme). Die Besetzung der (heiligen) Dinge mit Projektionen, Bedeutungen und affektiven Energien lässt sich an religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Kultobjekten und ihrer jeweiligen Sammlungsgeschichte studieren. Dabei soll den eigenen Fetischen, etwa den „heiligen Häuptern“ bzw. Meisterdenkern der Aufklärung, die sich in Büsten, Statuen, Medaillons und Grabmälern materialisieren, ebenso Aufmerksamkeit geschenkt werden wie der Erforschung der Welt der Dinge, die sich dem religionswissenschaftlichen wie dem ethnologischen Blick u.a. in der Begegnung mit dem Fremden erschließt. Neben den Dingen selbst interessieren die Frömmigkeits- und Verehrungspraktiken im Umgang mit den Objekten.

1. **Petrarcas Katze, Leibnizens Stuhl und Luthers Löffel – Idole der Aufklärung und ihre „Reliquien“**

Dr. Stefan Laube (Berlin)

02.10., 15.00 Uhr

Das Memorial zu Ehren von Diana und Dodi Al-Fayed im Untergeschoss des Kaufhaustempels Harrod's in London setzt suggestiv das benutzte Weinglas in Szene, aus dem die Prinzessin von Wales unmittelbar vor ihrer Todesfahrt getrunken hatte. Auch der Todeskult um Michael Jackson wird eine intensive Reliquienindustrie befördern, die von der Anhänglichkeit der Fans befeuert wird. Es ist bemerkenswert, dass man auf der Suche nach historischen Spuren dieser irrational anmutenden Rituale der Verehrung und Bewunderung verstorbener Persönlichkeiten in der Epoche der Aufklärung fündig wird. In der Aufklärung hatten Reliquien nur dann noch einen Sinn, wenn man sie memorial und sentimental mediatisierte. Dem im Zeitalter der Glaubenskämpfe zur Legitimierung des eigenen Glaubens bzw. zur Abwertung des Andersgläubigen genutzten, auch von magischer Aura umgebene Begriff der Reliquie gesellten sich im Jahrhundert der Aufklärung Facetten eines säkularen Kults hinzu. Johann Heinrich Jung (1715-1799), Bibliothekar und Kustos der Schlosskirche in Hannover sollte für ein Reliquienverständnis werben, das seine Überzeugungskraft aus der anthropologischen Konstante der Liebe schöpfte. So konnte sich ein Starkult *avant la lettre* entwickeln: um Petrarca und Galilei, um Molière und Shakespeare, um Luther und Leibniz. Ähnlich wie beim religiösen Kult nährt sich dieser Kult aus einer Vielzahl von Mythen, die sich um die verstorbene Persönlichkeit ranken. Diese Mythen und Legenden entstehen aus einer Vermischung von Bild- und Textquellen, eigenen – oft verklärten – Erinnerungen sowie projizierten Sehnsüchten. Reliquien scheinen stets „in Geschichten verstrickte“ Gegenstände zu sein (Wilhelm Schapp).

2. **Seltsame Sachen. Ein Silen-Fund in Lüneburg und Hermann von der Hardts Interpretation**

Prof. Dr. Martin Mulsow (Erfurt/Gotha)

02.10., 15.40 Uhr

In den späten 1730er Jahren fand ein Bauer in der Nähe von Lüneburg ein kleines metallenes Götzenbild in der Erde. Der Götze ging an den Helmstedter Professor Hermann von der Hardt (1660-1746), der ihn als Silen-Figur interpretierte und 1738 eine kleine Schrift mit dem Titel *Silenus, priscum luneburgensium numen, Luciani encomio, serenioribus auspiciis natalis tertii academiae regiae Georgiae Augustae* publizierte. Diese launige und obskure (satirische? kryptographische?) Schrift gibt eine Möglichkeit, das schwierige Verhältnis zwischen idolatrischen Objekten, „aufklärerischer“ Mythologie-Interpretation und politischer Beratung anlässlich einer Universitätsgründung genauer zu betrachten. Wie ging man Mitte des 18. Jahrhunderts mit antiken Kultobjekten um? Welche Praktiken bestimmten den Weg von der Ausgrabung über die Interpretation bis zur – in diesem Fall gratulatorischen – Publikation mit Kupferstich? Welche „Sache“ vertritt von der Hardt hier eigentlich? Die Silen-Gestalt, die von der Hardt euhemeristisch als einen Begleiter des ‚Bacchus‘ beim Krieg gegen die Inder und als Repräsentant sowohl von dissimulierendem Schweigen als auch von Eloquenz versteht, hat ihn auch in den folgenden Jahren nicht losgelassen und zu weiteren Schriften animiert. Der Vortrag wird das zeitgenössische Presseecho sowie Handschriften aus der LB Karlsruhe heranziehen, um den rätselhaften Fall zu klären.

3. **Archive des Glaubens. Die *providentia Dei* im Zettelkasten**

Shirley Brückner M.A. (Halle)

02.10., 16.40 Uhr

„[...] sobald ich in den Himmel komme, werde ich mich nach dem Hauptarchiv der Wege Gottes erkundigen“, so erhoffte es sich der Schweizer Historiker Johannes v. Müller (1752-1809), um die Kompilation der Universalgeschichte schreiben zu können. Eine Art von irdischen Filialen dieses Hauptarchivs sind die *frommen Zettelkästchen*, die seit Ende des 17. Jahrhunderts in Kreisen der pietistischen Bewegungen (und darüber hinaus) in Gebrauch waren und deren Geschichte sich bis ins 20. Jahrhundert verfolgen lässt. Die sogenannten Spruch- oder Zettelkästchen enthielten nummerierte oder datierte Zettel bzw. Kärtchen mit biblischen und anderen erbaulichen Sprüchen, die im Glauben an ein göttliches Zeichen gezogen wurden. Dieses „andächtige Spiel“, wie Leibniz die christliche Bibliomantie nennt, bediente sich damit alter divinischer Praktiken wie des Losens, die in neue Deutungskontexte gestellt mit dem pietistischen Vorsehungsglauben verknüpft wurden. So merkte Gottsched in der von ihm kommentierten Leibnizschen *Theodicee* an, dass „auch der berühmte Herrmann von der Hardt in Helmstädt und einige hällische Gottesgelehrte [...] dergleichen biblische Spruchlotterien angestellet, [...] daraus ein jeder der sie besucht, oder in einer Gesellschaft beisammen ist, sich einen Zettel herausziehen, und ihn als einen göttlichen Zuruf ansehen muß.“ Die kompilierten biblischen Spruchsammlungen führen zwei Traditionsstränge zusammen: einmal die frühneuzeitliche Praxis der Sentenzensammlungen und alte mantische Praktiken des Losorakels. Das *Guldene Schatzkästlein* (1817- 671924) des hallischen Pietisten C.H. v. Bogatzky, das verbreiteter war, als „irgendein ein deutscher Classiker“ (ADB) wurde weit über die pietistischen Bewegung hinaus rezipiert und hat zahlreiche Spuren in literarischen Texten hinterlassen. In den Blick kommen soll dabei auch die Spannung zwischen öffentlicher Kritik an den (frommen) Lospraktiken und der privaten Anwendung derselben (Lavater, Herder etc.). Die Spruchsammlungen von Hardt, Bogatzky und Zinzendorf (*Losungen*) begannen als frommes Exzerpieren bei der Bibellektüre, sie schrieben Sprüche auf einzelne Zettel und verwahrten sie in einem Kästchen, um sie bei Gelegenheit im Glauben an die Vorsehung Gottes herauszuziehen: „*Unsere*

Loosungen sind eine extra-hirte Bibel [...]. Ich selbst habe die Bibel zu dem Zweck [...] nur seit 1731 acht bis neunmal durchgelesen, und bey der Gelegenheit [...] ihre Göttlichkeit immer mehr eingesehen und erfahren. [...] Die Providenz, die bey den Worten waltet, die wir so einfältig aus der Bibel excerpiren und uns zueignen, ist gar nicht zu leugnen“ (Zinzendorf). Diese pietistische Art des Verzettelns ähnelt damit der Ordnung des Wissens im gelehrten Zettelkasten, denn selbst da spielt der zufällige gezogene Zettel eine wissensproduzierende Rolle. Durch das gelehrte Exzerpieren und Verzetteln sammelt der Gelehrte einen Wissensschatz, das fromme Exzerpieren generiert einen Glaubensschatz eben in jenem „Schatzkästlein“. Die frommen Spruchkästchen waren intime Möbelstücke der Andacht, dessen einzelne Zettel zwar mitunter in numerischer Reihenfolge geordnet waren, in denen aber eine „höhere Ordnung“ verborgen sein sollte. Nicht die Ordnung des (gelehrten) Wissens, sondern die *providentia dei* bildete ein geheimes Ordnungssystem. Im Losen, Ziehen oder Däumeln eines Kärtchens mit dem darauf befindlichen Bibelvers offenbarte sich gleichsam dieses verborgene, göttliche Wissen. Im Kästchen, so Gaston Bachelard in seiner *Poetik des Raumes* das er (neben Schublade, Truhe und Schrank) zu den *Innerlichkeitsräumereien* zählt, „sind unvergeßliche Dinge [...] Die Vergangenheit, die Gegenwart, und eine Zukunft sind darin zusammengeballt. Und so wird das Kästchen zum Gedächtnis des Unvordenklichen.“ Das Zettelkästchen wird so zum frommen Gedächtnis einer pietistischen Biographie, weil anhand der Bibelsprüche die eigene Lebensgeschichte als *Gottesgeschichte* erzählt werden kann, nämlich Geschichten vom Eingreifen des Göttlichen in das eigene Leben. Immer geht es dabei um eine doppelte Unvorhersehbarkeit, nämlich um Strategien der Kontingenzbewältigung, die sich bestimmter Zufalls-Praktiken bedienen um menschliche Kontingenzerfahrungen in religiöse Sinnsysteme deutend zu integrieren. Neben den zu untersuchenden Praktiken der Generierung religiösen Wissens in den Spruchkästchen soll einer möglichen Verlinkung zu den gelehrten Zettelkästen nachgegangen werden, hier kommen u.a. der Helmstedter Bibliothekar und Orientalist Hermann v. d. Hardt (1660-1746) und der Staatsrechtler Johann Jakob Moser (1701-1786) in den Blick, der erste als berühmt-berüchtigtes Beispiel für die Divinationskästchen, der zweite als Exponent der gelehrten Zettelkästen. Die zahlreichen gefundenen Objekte machen eine bisher völlig übersehene materielle Kultur des Sammelns, Archivierens und Ordnen in der Geschichte religiösen Wissens sichtbar und verbinden Religions-, Medien-, Wissens- und Wissenschaftsgeschichte.

4. **Wissenskontrolle als kulturelle Praxis. Heiligen- und Reliquienverehrung in der katholischen Kirche im Jahrhundert der Aufklärung**

Dr. Andreea Badea (Münster)

02.10., 17.20 Uhr

Dem Katholizismus abergläubische Praktiken und Fetisch vorzuwerfen, war im 18. Jahrhundert nichts Neues und die gebildete Öffentlichkeit konnte zur Kenntnis nehmen, dass führende Köpfe der Aufklärung sich mit diesen „Sachen“ auseinandersetzten. Die seit Mitte des 17. Jahrhunderts in Gelehrtenkreisen zunehmend lauter werdenden Vorwürfe des Fetischismus, der Rückständigkeit und der Wissenschaftsfeindlichkeit übertönten die innerkirchliche Beschäftigung mit solchen Auswüchsen religiöser Praxis. Dabei gehörten die Kontrolle und die Berichtigung möglicher Devianzen zu den wichtigsten Aufgaben verschiedener Kongregationen in Rom. Die Lösung einer solch wichtigen Frage überließ die katholische *res publica literaria* nicht allein den Amtsträgern im Vatikan, sondern beteiligte sich daran. Es ging den Gelehrten dabei nicht um die völlige Abschaffung religiöser Praktiken, die vielen – vor allem nicht katholischen – Literaten als abergläubisch galten. Vielmehr suchten sie das Wissen, das solchen Praktiken zugrunde lag, nach wissenschaftlichen Maßstäben zu überprüfen und falls nötig zu revidieren. Sie gerieten aber nicht selten ins Kreuzfeuer derjenigen Institutionen in Rom, zu deren genuinen Aufgaben auch der Kampf gegen Wucherungen religiöser Praxis und für die Reinheit des Glaubens gehörte. Einerseits zensierten Inquisition und Indexkongre-

gation Bücher dieser Literaten, in denen bestimmte Aspekte des Reliquienkultes oder der Heiligenverehrung korrigiert wurden, andererseits engagierten sich die gelehrten Amtsinhaber dieser Kongregationen selbst für die Ausmerzungen von Fetischliteratur. Der Beitrag untersucht, inwiefern diese Gratwanderung den Umgang der katholischen Kirche mit Heiligenverehrung und Reliquienkult bestimmte.

5. **Lessings ‚Prägnante Zeichen‘: Enlightenment Aesthetics and the Eucharistic Sign**

Prof. Christopher Wild, Ph.D. (USA-Chicago)

03.10., 10.30 Uhr

The talk explores the complicated and contradictory logic and economy of secularization in German enlightenment thought through a reading of Gotthold Ephraim Lessing's famous essay „Laocoon: An Essay on the Limits of Poetry and Painting“ (1766) as an attempt to articulate an aesthetics based on a body in pain that is not Christ's. An examination of Lessing's preface to his edition of Berengar of Tours' „De coena Domini“ („On the Lord's Supper“), the only extant text by the theologian of the second pre-scholastic eucharistic controversy, demonstrates that the parallels between Laocoon and Christ are not merely iconographic, but that Lessing's concept of the aesthetic sign is patterned on the eucharistic sign. Reconstellated in this way, Lessing's attempt to articulate an aesthetics based on a body in pain that is not Christ's reveals itself to be haunted like much of enlightenment philosophy – to play on a bon mot by Klaus Heinrich – by its repressed other: theology.

6. **Das wilde Erzählen**

Prof. Dr. Wolfram Malte Fues (CH-Basel)

03.10., 11.10 Uhr

Fetischisieren lassen sich nicht nur Dinge. Fetischisieren lassen sich auch Lebens- und Kommunikations-Praktiken, die entweder zur Regulierung einzelner gesellschaftlicher Teilsysteme beitragen oder sogar an der Kommunikation und dem Austausch zwischen diesen Teilsystemen mitwirken. Ich verstehe dabei unter Fetischisierung diejenige prozedurale Struktur, die Marx am und für den Warenfetisch entwickelt hat und deren Grundregel wie bekannt in der verdinglichenden Wiederholung liegt. Diese Struktur soll hier in der Kommunikations-Praxis des Erzählens in der deutschen Roman-Literatur um die Mitte des 18. Jahrhunderts aufgewiesen und untersucht werden. Es sei, behauptet Walter Benjamin, „schon die halbe Kunst des Erzählens, eine Geschichte, indem man sie wiedergibt, von Erklärungen freizuhalten“ (GW 10, S. 437). Die andere Hälfte der Kunst, ergänze ich, besteht darin, eine Geschichte als *eine Geschichte* wiederzugeben: als *Geschichte*, insofern sie einen bestimmten Darstellungsraum eröffnet, als *eine*, insofern sie diesen ihren Raum durch auf ihre Totalität jeweils bezogene Vermittlung nach innen und außen begrenzt. Der Roman, um den es im Besonderen gehen wird, beherrscht die eine Hälfte der Kunst vorzüglich, die andere hingegen so gut wie gar nicht. Er charakterisiert seine (zahlreichen) Figuren einzig durch ihre Handlungen und verzichtet auf jede weitere Erklärung ihrer Individualität. Hingegen scheint er keine Ahnung davon zu haben und haben zu wollen, wie man aus einer Erzählung *eine Geschichte* macht. Er knüpft historische Abrisse, Reisebeschreibungen, naturgeschichtliche Exkurse ebenso wie Berichte von Naturwundern, ökonomische Theorien, politische Maximen an eine stattliche Anzahl von exemplarischen Lebensläufen, die einen sozialen Querschnitt vom Handwerk bis zum Adel ziehen. Die Biographie der Hauptfigur soll den Stamm bilden, von dem alle diese verschiedenartigen Ereignisse abzweigen, während sie sich in unwillkürlich entgrenzender Vermittlung immer wieder neu von ihm weg verlieren. Welcher Wunsch, welche Vorstellung, welche Absicht treibt dieses Erzählen?